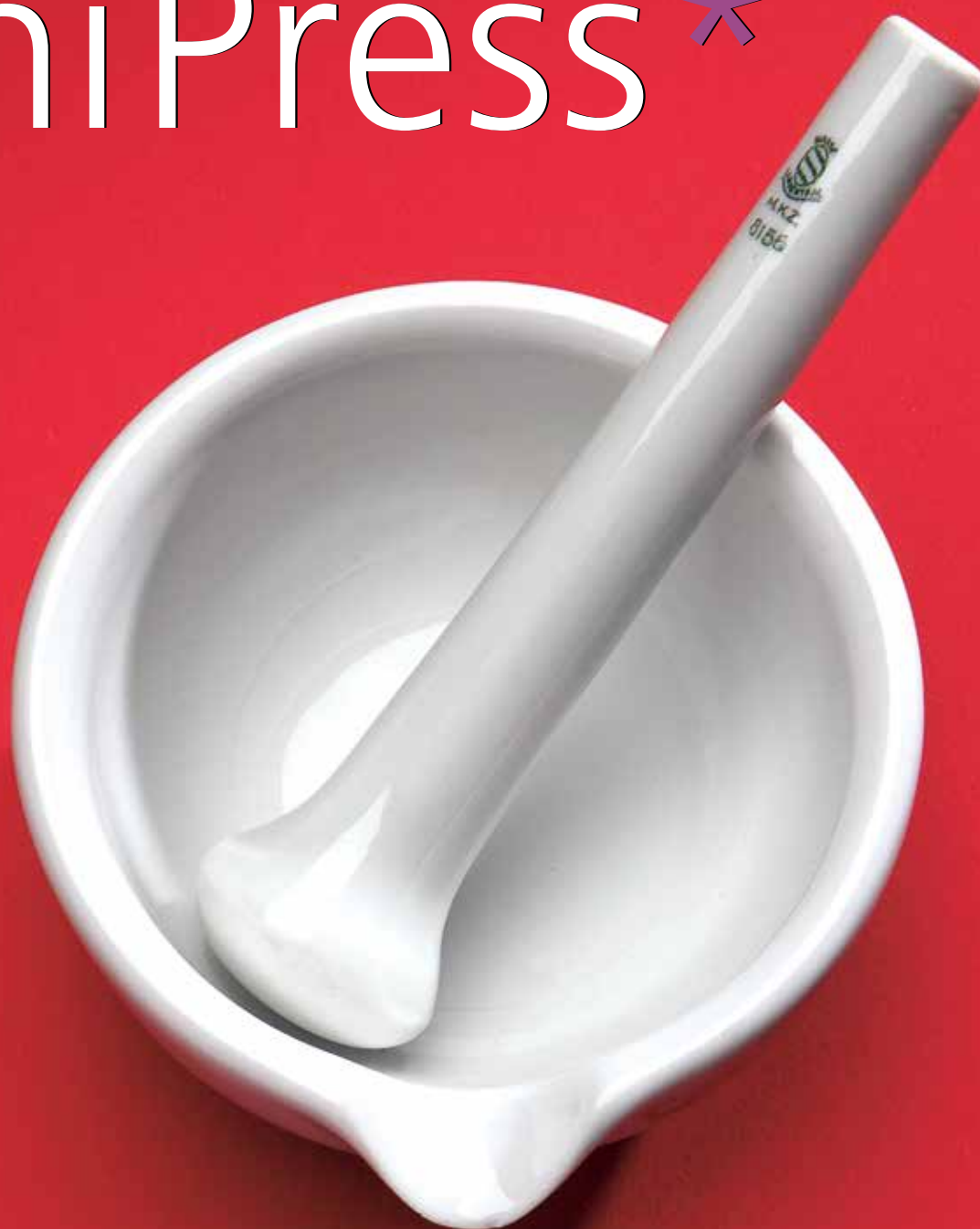


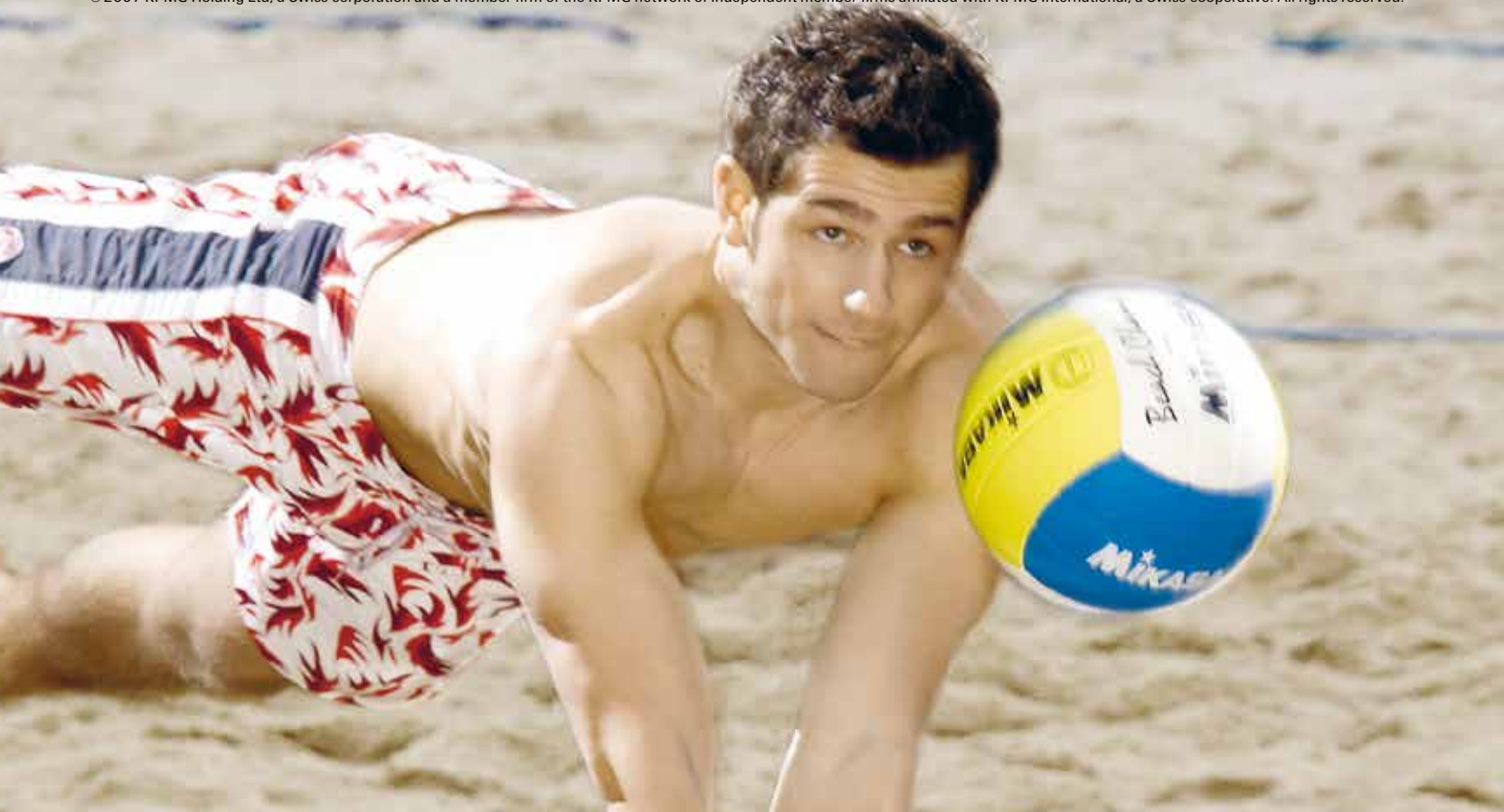
- * **Gespräch** – Christina Thurner reflektiert den Tanz **30**
- * **Begegnung** – Das Gedächtnis der Universität **34**
- * **Forschung** – Scharfe Munition in der Rechtsmedizin **21**

Juni 2007

133

UniPress*





Für Jonathan Lang steht am Wochenende der Spass im Vordergrund. Unter der Woche zeichnet ihn seine Professionalität aus.

Wir suchen Persönlichkeiten, die fachlich top sind, menschlich überzeugen und etwas bewegen wollen. Als eine der weltweit führenden Professional Services Firms arbeiten wir für das Who's Who der internationalen Wirtschaft.

Wir suchen die Besten.
<http://careers.kpmg.ch>

KOMPLEMENTÄRES DENKEN IN DER MEDIZIN

Was macht Gesundheit aus? Was kann man gegen Krankheiten tun? Bereits ein flüchtiger Blick in die Geschichte der Medizin macht deutlich, dass zu allen Zeiten um die «richtigen» Antworten auf solche Fragen gerungen wurde. Die Lager im Deutungsstreit haben sich im Laufe der Jahrhunderte und abhängig von jeweils neuen Erkenntnissen immer wieder verändert. Ein aktuelles Gegensatzpaar zur Pauschalbeschreibung dieser Auseinandersetzung heisst «Schulmedizin» und «Komplementärmedizin».

Letztlich stehen an den Polen des benannten Konflikts zwei scheinbar inkompatible Körperauffassungen: hier das Bild des «organischen Körpers» – dort jenes vom «personalen Körper». Der organische Körper ist ein Stück Natur und als solches Objekt der Naturwissenschaften. Krankheit, Schmerz und Leiden erscheinen vielen aber nicht als Naturereignisse in einem Organismus, sondern als eingebettet in sinnstiftende Zusammenhänge und damit letztlich als Stück Biografie. Viele Patientinnen und Patienten kümmern sich heute wenig um die scheinbaren Gegensätze und noch weniger um den Deutungsstreit um die richtige Medizin: Sie verhalten sich pragmatisch, profitieren von den Erfolgen der technisch-wissenschaftlichen Medizin und vertrauen gleichzeitig und fallweise der komplementären Medizin.

Pragmatisch gestaltet sich das Verhältnis der verschiedenen Medizinauffassungen auch an der Universität Bern. Seit 1995 existiert an der Medizinischen Fakultät auf Grund einer Volksinitiative die schweizweit einzigartige «Kollegiale Instanz für Komplementärmedizin KIKOM». Vier Dozenten teilen sich die damals geschaffene Stelle mit den universitär üblichen Aufgabenbereichen Lehre, Weiterbildung, Forschung und Dienstleistung. Im Schwerpunkt geben sie einen Einblick in ihr komplementäres Denken. Ab Seite 5.

Die KIKOM ist nur eine der Spezialitäten der Universität Bern, eine andere ist neu die Tanzwissenschaft. Seit Beginn dieses Sommersemesters ist am Institut für Theaterwissenschaft die erste Professur für Tanzwissenschaft in der Schweiz beheimatet. Das wissenschaftliche Nachdenken über den Tanz ist im deutschsprachigen Europa eine jüngere Entwicklung: «Der Tanz wollte keine verbale, auch über Reflexion und Analyse vermittelte Kunst sein», erläutert Christine Thurner, neuberufene Assistenzprofessorin. Und weil es keine entsprechenden Ausbildungen gab, erarbeitete sich die habilitierte Germanistin ihre Tanzkenntnisse als Journalistin und ist somit eine Quereinsteigerin.

Nachdem es bisher also vor allem Tanzpraxis gab, soll es nun vermehrt auch Tanzreflexion geben. Aber durchaus mit Bezug zur Praxis: «Wir suchen nach Formen, welche die Studierenden aktiv mit einbeziehen sollen» unterstreicht Thurner, die eben eine Vorlesung zur Tanzgeschichte als «lecture-performance» gemeinsam mit einem Tänzer durchgeführt hat. Rubrik «Gespräch», ab Seite 30.

Wir wünschen eine ergiebige Lektüre.

Marcus Moser



MIGROS

SO ODER SO

HEUTE BEDANKT SICH RENATA FORRER BEI RAHEL BERG FÜR IHR ENGAGEMENT.

Ziege müsste man sein. Zumindest bei Frau Forrer. Denn sie befolgt die Richtlinien von Bio Suisse für eine naturnahe, nachhaltige Landwirtschaft.

So wird auf chemisch-synthetischen Pflanzenschutz und Dünger verzichtet, alle Tiere haben regelmässigen Auslauf, das Futter muss überwiegend biologisch sein und möglichst aus Eigenproduktion stammen.

Das weiss auch eine Kundin wie Frau Berg zu schätzen und kauft bewusst Engagement-Produkte.

Darum haben wir Renata Forrer zu Rahel Berg eingeladen, weil sie sich einmal persönlich bei einer ihrer Kundinnen bedanken wollte. Ein Dank, der allen gebührt, die mit ihrem Kaufverhalten ihrer Umwelt ein paar Schritte voraus sind.

TATEN STATT WORTE.

ENGAGEMENT
migros.ch



Inhalt



FORSCHUNG UND RUBRIKEN

.....

Forschung

- 21 **Ballistik:** Der Schuss auf den Seifen-Block.
Von Bettina Jakob
- 24 **Psychologie:** Wenn aus Kränkung Krankheit wird.
Von Salomé Zimmermann
- 26 **Ökologie:** Revolution am stillen Örtchen.
Von Astrid Tomczak-Plewka

Rubriken

- 1 **Editorial**
- 30 **Gespräch**
Christina Thurner – Nachdenken über den Tanz.
Von Marcus Moser
- 34 **Begegnung**
Franziska Rogger holt Menschen aus der Versenkung.
Von Astrid Tomczak-Plewka
- 36 **Meinung**
Geschichte: Die Vermittlung ist gefragt!
Von Claude Longchamp
- 39 **Bücher**
- 40 **Impressum**

THEMA KOMPLEMENTÄRES DENKEN IN DER MEDIZIN

.....

- 5 Regulation oder Reparatur? Die Antwort der Homöopathie.
Von André Thurneysen
- 9 Das viergliedrige Menschenbild der anthroposophischen Medizin.
Von Peter Heusser
- 12 Östliches Denken und der Westen.
Von Brigitte Ausfeld-Hafter
- 15 Mit Nadeln dem Schmerz zu Leibe rücken.
Von Lorenz Fischer
- 18 Im Schatten des medizinischen Fortschritts.
Von Eduard Kaeser

Bilder zum Thema: Stefan Wermuth

Die Kollegiale Instanz für Komplementärmedizin (KIKOM) veranstaltet jeweils im Wintersemester eine öffentliche und unentgeltliche Ringvorlesung. Diese beschäftigt sich im interdisziplinären Dialog mit Grundlagenfragen von konventioneller und komplementärer Medizin. Die Beiträge der Reihe werden jeweils im Folgejahr auch publiziert und zwar in der Reihe «Komplementäre Medizin im interdisziplinären Diskurs» im Verlag Peter Lang Bern.



Regulation oder Reparatur? Die Antwort der Homöopathie

Neben den materiell erfassbaren Daten eines Menschen – Laborbefunde, Röntgenbilder, Herzfrequenzstörungen – berücksichtigt die Homöopathie auch «weiche» Daten – beispielsweise Gefühle, Erlebnisse, Konflikte. Ziel ist, die Lebens- und Selbstheilungskraft des Patienten zu aktivieren.

Von André Thurneysen

Bevor über den Unterschied zwischen Regulation und Reparatur gesprochen werden kann, gilt es einige Zusammenhänge zu erläutern und dies mit dem Begriff der Gesundheit zu beginnen:

Gesundheit wird von der WHO als biopsychosoziales Wohlbefinden definiert. Aus Sicht der Homöopathie und der Komplementärmedizin allgemein ist eine aktivere Formulierung sinnvoller und auch realistischer, die Gesundheit als die Fähigkeit eines lebenden Organismus versteht, sich in einem symptomarmen oder -freien Gleichgewicht halten zu können. Dies ist eine aktive, stetig zu erbringende Leistung, welche durch alle Faktoren, die das tägliche Leben mit sich bringt (äussere Anwendungen, Nahrungsmittel, Emotionen, Wetter etc.) unablässig herausgefordert wird. Wir alle wissen, dass diesbezüglich grosse individuelle Unterschiede bestehen, indem es Menschen gibt, die unter starken Belastungen und widrigsten Umständen ihr Gleichgewicht halten können, wogegen andere beim geringsten Anlass (Missstimmung, Luftzug, Nahrungsmittel) aus ihrem Gleichgewicht kippen und krank werden. Diese Unterschiede hängen von der jeweiligen verfügbaren persönlichen Lebenskraft sowie von der individuellen Toleranzbreite ab und bestimmen das Regulationspotenzial des einzelnen Menschen.

Wenn nun ein Mensch aus inneren und/oder äusseren Gründen dieses gesunde Gleichgewicht nicht mehr halten kann, also an die Limite seiner Bandbreite und Kräfte stösst oder diese gar überschreitet, dann teilt ihm dies der Organismus mit. Die Störung wird spürbar, wahrnehmbar oder gar sichtbar, die Befindlichkeit verändert

sich, es entwickeln sich Symptome oder besser, der Organismus produziert diese Symptome. Symptome, und damit auch Schmerzen, sind also eine Mitteilung des Organismus, unser Organismus, unser Leib «spricht» mit uns. Das homöopathische Vorgehen besteht nun darin, diese Mitteilungen so vollständig wie möglich erstens zu erfassen, dann zu verstehen, um dann die Botschaft des Patienten in ein Arzneimittel umsetzen zu können.

Die Einmaligkeit des Patienten

Am Anfang jeder homöopathischen Behandlung steht deshalb die so genannte Fallaufnahme, welche insbesondere in chronischen Situationen aufwändig und langwierig sein kann. Sie setzt sich zusammen aus der herkömmlichen Anamnese, einem sorgfältigen klinischen Status sowie der Analyse der verfügbaren und dokumentierbaren Befunde (Labor, Röntgen, EKG etc.) zur Erfassung der materiell fassbaren und erklärbaren Tatsachen («hard data»).

I	KRANKHEIT Was liegt vor? Was kann verändert werden?
II	SYMPTOME Ausdruck der Unfähigkeit Harmonie zu halten
III	PERSON Biographie Individualität Modalitäten

Bis hierher ist die Vorgehensweise für Patienten, herkömmlich naturwissenschaftlich vorgehende Mediziner und Homöopathen gleich. Daran schliesst sich nun

die spezifische homöopathische Erfassung der betroffenen Person mit all ihren Eigenheiten, Modalitäten (das sind individuelle Reaktionsmuster ohne Krankheitswert wie zum Beispiel Temperaturschwelle, Vollmondempfindlichkeit und andere mehr), Gefühlen, Empfindungen, Erlebnissen, Konflikten und so weiter an («soft data»), weil es für den Homöopathen fundamental wichtig ist, soviel wie möglich über die funktional-dynamische Einmaligkeit dieses Patienten zu erfassen. Diese Fallaufnahme wird minutiös und im Originalton protokolliert, weil sie auch die Basis für die spätere Verlaufsbeurteilung darstellt. Es geht, um beim Leib-sprachlichen Mitteilungsmodell zu bleiben, darum, die Sprache, das Vokabular und die allgemeine Ausdrucksweise dieses Patienten zu erfassen, und damit zu erkennen, auf welche Weise sein Organismus Störungen überhaupt mitteilen kann. Die Symptomatologie ist also der Ausdruck der vorliegenden Störung, gleichzeitig aber auch schon der Versuch, diese Störung zu beheben. Dabei ist davon auszugehen, dass der Organismus immer noch die bestmögliche Situation wählt respektive aufrecht erhält, und dass die gewählte Strategie für den betroffenen Patienten die noch sinnvollste, persönlich mögliche und auch nie zufällig ist.

Der Weg zur Zerstörung

Dem menschlichen Organismus stehen grundsätzlich drei Stadien zur Verfügung um seine Symptome mitzuteilen. Deren Analyse ermöglicht die entsprechende Zuordnung, was für die Wahl der Potenzhöhe der Arznei sowie für die Verlaufsbeurteilung wichtig ist:

Fachgebiet	Handlungsebene	Interventionsart
Homöopathie	Information	regulativ
Medizin (allgemein)	Regulation	
	Chirurgie	Funktion
	Struktur	

Die verschiedenen Handlungsweisen der einzelnen Medizintypen.

- I Schwäche
- II Überreaktion
- III Zerstörung

Schwäche/Elimination bedeutet, dass der Organismus zu wenig Kraft hat, um das Gleichgewicht zu halten. Es resultieren störende, irritierende Symptome, wie Juckreiz, Husten, Stuhldrang, Gereiztheit, Müdigkeit, tiefer Blutdruck. Werden solche Symptome nicht als Schwächessymptome erkannt, sondern durch entsprechende Therapiemassnahmen einfach unterdrückt oder blockiert, ist das Problem nicht gelöst. Der Organismus wird seine Mitteilung verstärken müssen, um sich Gehör oder Gespür zu verschaffen. Dies kann also bedeuten, dass eine unterdrückte Hautreizung sich neu als Husten oder Durchfall manifestieren kann. Wenn nun die Strategiestufe I zur Mitteilung einer Störung ausgereizt ist, kann und wird der Organismus auf Stufe II umschalten, das heisst es findet eine Überreaktion/Kompensation statt: Es wird eine Entzündung, ein hoher Blutdruck, eine Allergie, ein workaholic Verhalten entwickelt. Wird auch diese Symptomatik falsch erkannt und unterdrückt, kann sich der Organismus zur Anwendung der Stufe III gezwungen finden.

Zerstörung bedeutet, dass der Organismus zur Aufrechterhaltung des Gesamtgleichgewichts etwas opfern muss. Dies kann sich in Form von Geschwüren, Herzinfarkten oder schweren psychischen Erkrankungen wie Schizophrenie äussern.

In der Interpretation und Handhabung dieser Strategiestufen unterscheiden sich nun die Homöopathie und die traditionelle Medizin grundsätzlich. Beide Ansätze, der homöopathische wie der schulmedizinische, wollen eigentlich verhindern, dass die Situation sich verschlechtert oder eskaliert. Aber die dem jeweiligen Vorgehen zu Grunde liegende Idee und Intervention ist

in beiden Ansätzen diametral entgegengesetzt. Die Homöopathie orientiert sich an den Symptomen, deren Intensität als Ausdruck der laufenden Auseinandersetzung Rückschlüsse auf das zur Verfügung stehende Regulationspotenzial zulässt, und versteht sie als eine Art codierten Hilferuf und Auftrag. Die Intervention besteht darin, das dem vom Patienten gelieferten Mitteilungsbild entsprechende Arzneimittel zu verabreichen, welches wie ein informativer Code oder wie eine biologische «Software» die verfügbare Lebens- und Selbstheilungskraft des Patienten soweit aktivieren soll und kann, dass dieser wieder in sein gesundes Gleichgewicht zurückfinden kann.

Homöopathie und Schulmedizin ergänzen sich

Die Schulmedizin orientiert sich anders an den Symptomen, wertet sie als störend und potentiell gefährlich, was sie oft auch sind, weshalb sie durch eine entsprechende Intervention zu beseitigen sind, damit eine mögliche weitere Verschlechterung der Entwicklung gestoppt werden kann. Aus diesem Grund ist es auch ersichtlich und verständlich, dass die Homöopathie und die traditionelle Schulmedizin ihre Erfolge auf unterschiedlichen Ebenen feiern und sich eigentlich vorwiegend ergänzen.

Die Homöopathie stellt ihrer Handlungsweise eine theoretische und philosophische Betrachtungsweise von Gesundheit und Krankheit zu Grunde, welche sich auf das Vorhandensein einer aktiven Lebenskraft abstützt, woraus sich therapeutische Schlussfolgerungen in Form von Arzneimittelgaben herleiten lassen. Sie erfordert eine aktive Mitarbeit des Patienten, was sich in einem zunehmenden Erkenntnisprozess und Krankheitsverständnis niederschlägt, was die Eigenverantwortung fördern und die Angst abbauen helfen kann. Die Homöopathie arbeitet mit Bildern, Codes oder Metaphern.

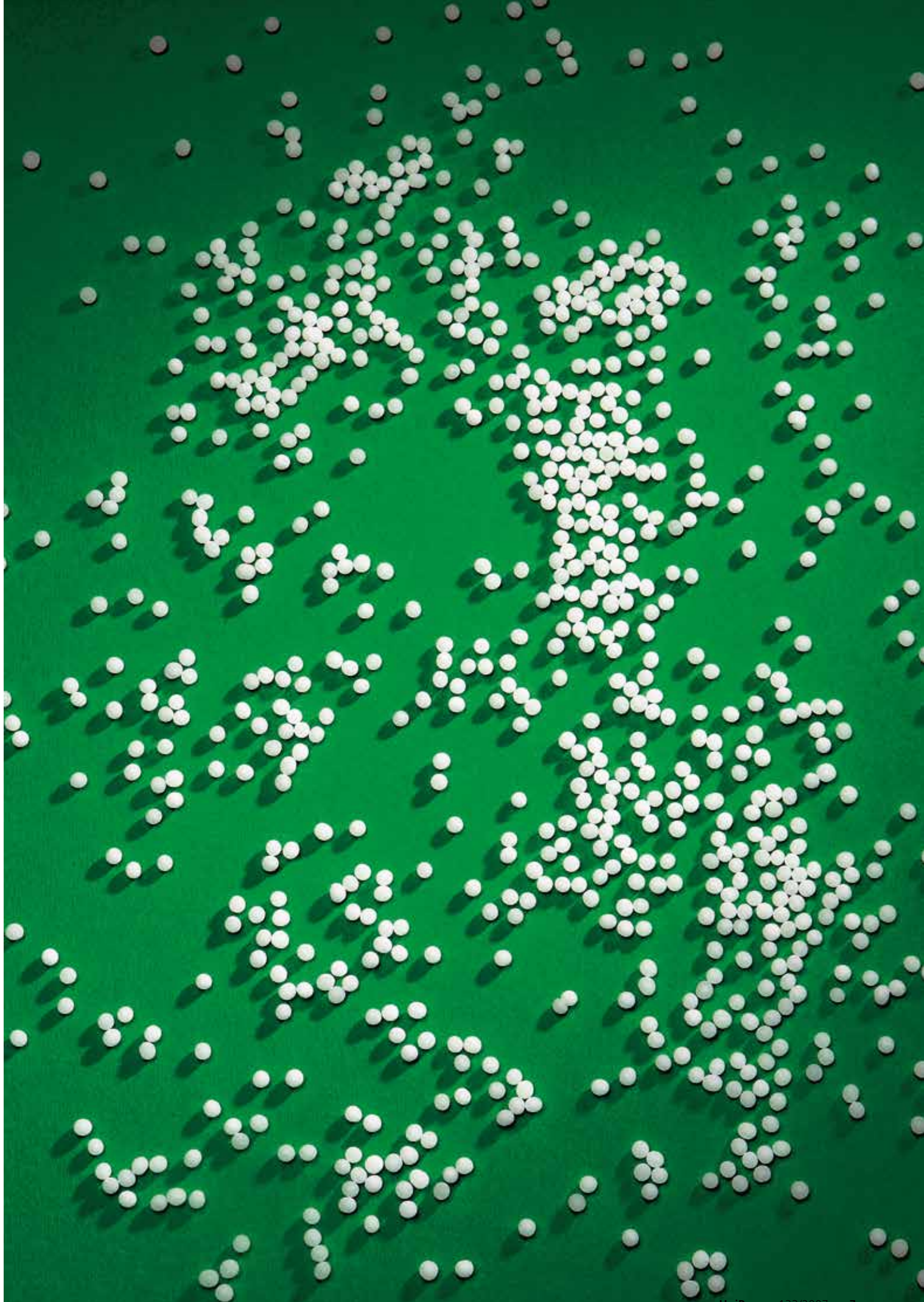
Die Schulmedizin stützt sich in ihrem analytischen und teilweise auch reduktionistischen Ansatz auf die Messbarkeit, die Berechenbarkeit und die Klassifizierbarkeit ihrer Erhebungen und versucht durch Beeinflussung, Entfernung oder Korrektur der störenden Teile das Ganze wieder ohne Makel zu rekonstruieren. Sie arbeitet mit Zahlen, Materialien, Formeln, Atomen und trotz ihrer spektakulärer Erfolge geht dabei manchmal vergessen, dass der Mensch mehr ist als die Summe seiner Teile.

Der deutsche Schriftsteller Heinrich von Kleist (1777–1811) hat folgendes in einer Notiz («Fragmente») veröffentlicht:

Man könnte die Menschen in 2 Klassen abtheilen; in solche, die sich auf eine Metapher und 2) in solche, die sich auf eine Formel verstehen. Deren, die sich auf beides verstehen, sind zu wenige, sie machen keine Klasse aus.

Für mich repräsentieren die Ärzte die dritte Kleist'sche Gruppe, weshalb es mir unerlässlich erscheint, von beiden Dimensionen und Aspekten des menschlichen Seins Kenntnis zu haben, um als Arzt beide Klassen von Menschen erfassen, erfühlen, verstehen und damit auch behandeln zu können. Die gegenwärtige ärztliche Ausbildung an den medizinischen Fakultäten weltweit ist schwerpunktmässig fast ausschliesslich dem analytischen formelhaften Programm verpflichtet. Eine ausgleichende Berücksichtigung metaphorischer Ansätze wie sie die Homöopathie und die Komplementärmedizin verwenden, ist aus dialektischer Sicht angezeitigt.

Kontakt: Dr. André Thurneysen,
Kollegiale Instanz für Komplementärmedizin,
andre.thurneysen@kikom.unibe.ch





Das viergliedrige Menschenbild der anthroposophischen Medizin

Körper, Leben, Seele und Geist: Aus diesen vier Kräften beziehungsweise Kräfteorganisationen besteht gemäss Anthroposophie der Mensch. Entsprechend sind Gesundheit oder Krankheit in der anthroposophischen Medizin die Folge von physischen, ätherischen, seelischen und geistigen Wechselwirkungen.

Von Peter Heusser

Die heutigen schul- und komplementärmedizinischen Menschenbilder sind zumeist monistisch oder dualistisch ausgerichtet.

In der Schulmedizin überwiegt die monistische und reduktionistische Ansicht, alle biologischen, psychischen und mentalen Eigenschaften des Menschen seien kausal aus der Molekularbiologie zu erklären. Das gilt für die meisten Leib-/Seele-Theorien. Dem steht die viel seltenere dualistische Auffassung gegenüber, wie sie von John Eccles und Karl Popper in «Das Ich und sein Gehirn» vertreten wurde: Geist und Körper seien eigenständige, kausal wechselwirkende Faktoren. Die Psychosomatik beschreibt zwar formal ebenfalls einen Dualismus (Psyche und Soma), aber die auf das Sein bezogene Frage nach der eigenständigen Realität der Psyche beziehungsweise Seele, wird inhaltlich kaum thematisiert.

Immaterielle Faktoren

Komplementärmedizinische Verfahren sind in der Regel eher dualistisch. In ihren Konzepten und Praktiken werden nicht nur materielle, sondern auch immaterielle Wirkfaktoren geltend gemacht. Die Homöopathie Hahnemanns beispielsweise nimmt eine im physischen Körper wirkende immaterielle Lebenskraft an. Man stellt sich vor, dass die hochverdünnten (potenzierten) Substanzen auf diese Lebenskraft wirken. Auch das «Qi» der Chinesischen Medizin

mit ihrer Kräfte-Balance zwischen den dualen Prinzipien «Yin und Yang» ist keine materielle, sondern eine geistartig gedachte Energie, die in den so genannten Meridianen verläuft.

Aber es gibt auch monistische Erklärungsmodelle in der Komplementärmedizin, etwa wenn energetische Prozesse des Lebendigen auf die Quantenphysik zurückgeführt werden.

Die anthroposophische Medizin beruht demgegenüber auf einem viergliedrigen Menschenbild, in dem im menschlichen Organismus vier Klassen von kausal wirkenden Kräften geltend gemacht werden: diejenigen von Körper, Leben, Seele und Geist.

Der Körper kämpft gegen die Auflösung

Das erste Glied der menschlichen Gesamtorganisation ist der physische Körper. Er besteht aus Materie und deren Energien. Der Körper löst sich nach dem Tod in die Materiewelt der umgebenden Natur auf. Während des Lebens wird diese Auflösung fortwährend verhindert, ja, es geschieht sogar das Gegenteil: Die Substanzen werden in die hochkomplexe, sich stets aktiv und selbsttätig (autopoietisch) erhaltende, bei Störung wiederherstellende Ordnung gebracht, die das Spezifische eines Lebewesens ausmacht. Das gilt für alle Lebewesen: Mikroben, Pflanzen, Tier

und Mensch. Wachstum, Metamorphose, Ernährung, Atmung, Abwehr, Ausscheidung, Selbstheilung und Fortpflanzung sind solche spezifischen Eigenschaften des Lebens. Diese Ordnung des Lebendigen ist nicht allein durch chemisch-physikalische Kräfte erklärbar. Denn wenn die letzteren voll wirken, das heisst nach dem Tod, zerfällt der Körper in seine Bestandteile. Die Ordnung zerfällt, die Entropie (Mass für die Unordnung) wird maximiert. Leben ist nur möglich fernab vom thermodynamischen Gleichgewicht. Das wird durch Kräfte bewirkt, die den physikalisch-chemischen Gesetzen entgegengesetzt sind und ihnen ihre eigenen, diejenigen des Lebens, aufzwingen.

Wesen des Lebendigen

Während des Lebens ist der Körper durchdrungen von einer zweiten Kräfte-Organisation, die man entsprechend ihrer Funktion «Lebenskräfte»- oder «Bildekräfte-Organisation» nennen kann. Rudolf Steiner nennt sie im Anklang an eine ältere Nomenklatur auch «Ätherleib» oder «Lebensleib». Bereits die Pflanze hat eine solche ätherische Organisation, die mit der physischen in ständiger Wechselwirkung steht. Je nach deren Gleichgewichtslage bilden sich entweder die zum Verfestigen, Mineralisieren und Absterben neigenden Organe, wie bei der Pflanze Rinde und Holz oder bei Tier und Mensch Zahnschmelz und Knochen, oder dann die der Vitalisierung, dem Aufbau und dem Wachstum dienenden Organe wie Wachstumszonen bei Pflanzen oder Stoffwechsel- und regenerationsaktives Gewebe wie Leber und Knochenmark bei Tier und Mensch.

Die Seele als «Astralleib»

Aber Mensch und Tier sind nicht nur belebt wie Pflanzen oder Mikroben, sondern zudem beseelt, sie haben Bewusstsein, Schmerz, Lust, Angst, Freude, Trieb und Instinkt. Die seelischen (psychischen) Eigenschaften sind bedingt durch eine dritte Klasse von Kräften und Gesetzen. Diese sind inhaltlich nicht auf diejenigen von



Das erste Goetheanum in Dornach. Hier wirkte der Begründer der Anthroposophie, Rudolf Steiner.

Leben und Materie reduzierbar, sondern tauchen neu auf (sie sind ihnen gegenüber «emergent»). Zwar ist nicht zu bezweifeln, dass spezifische materielle Vorgänge im Nerven- oder Hormonsystem zur Entstehung von Bewusstseinsphänomenen notwendig sind. Aber die empirischen Fakten zeigen nicht, dass Bewusstseinsphänomene durch physische Prozesse verursacht, sondern nur, dass sie durch sie bedingt und ermöglicht werden. Der eigentliche Träger des Bewusstseins ist die Seele oder «Astralleib», wie Steiner dieses dritte Wesensglied in Anlehnung an einen älteren Wortgebrauch auch bezeichnet.

Was den Menschen ausmacht

Ähnliches gilt für den menschlichen Geist, den inneren Wesenskern, das eigentliche «Ich» der menschlichen Seele. Die leiblichen Grundlagen liefern nur die nötigen Bedingungen, aber nicht die Ursache für die geistige Aktivität des Menschen. Seinem Geist verdankt der Mensch Selbstbewusstheit, Denkfähigkeit und Freiheitsfähigkeit. Das heisst, aus Einsicht zu handeln, und sich dabei auch seinen bloss seelischen Impulsen, seinen Emotionen oder Trieben, entgegenzustellen. Nur der Mensch, aber nicht das Tier, ist dazu in der Lage. Das Tier ist seelisch in jedem Augenblick ganz das Resultat seiner Triebe, Empfindungen und Instinkte und kann sich seinem Seelenleben nicht erkennend oder handelnd gegenüberstellen. Das ist nur einer Instanz möglich, die der Seele übergeordnet ist.

Deshalb verfügt das Tier auch nicht über das, was man die bewusste Krankheitsverarbeitung nennt. Das Tier ist seiner Angst und seinem Schmerz vollständig ausgeliefert, die als seelische Begleiterscheinung einer Erkrankung oder Verletzung auftreten.

Der Mensch hingegen kann sich durch Besinnung auch darüber erheben. Ja, er kann der Krankheit und dem Leiden sogar einen Sinn abgewinnen und sein Leben und Leiden, aber auch seine Freuden, Aufgaben und Ziele bewusst in einen spirituellen oder religiösen Zusammenhang einordnen. Als Geistwesen kann er die Verbindung zum Geistigen im Weltall knüpfen.

Krankheit: Das Zusammenwirken der vier Kräfte wird gestört

So gesehen sind Gesundheit und Krankheit nicht eine blosser Folge der Wechselwirkungen von Molekülen, sondern ein Resultat des harmonischen oder unharmonischen Zusammenwirkens von physischen, ätherischen, seelischen und geistigen (Ich-haften) Prozessen in einem Organ, Organsystem oder im Ganzen des Organismus. Was pathologisch-anatomisch im physischen Körper festgestellt wird, ist die Folge dieses Zusammenwirkens auf der physischen Ebene.

Auch die Ursachen von Krankheiten können auf verschiedenen Ebenen liegen. Auf der physischen Ebene beispielsweise als krebserregende Teerstoffe aus Zigaretten; auf der Lebensebene als fehlgeleitete Prozesse des «Ätherleibs», was beispielsweise bei zunehmendem Alter oder nach Schädigung der Lebensfunktionen durch toxische Substanzen der Fall sein kann; im seelischen Bereich beispielsweise als Depression nach plötzlichem Verlust eines Lebenspartners mit nachfolgender Schwächung von Immunfunktionen; und auf der geistigen Ebene beispielsweise als transzendente Ursachen, die mit dem über Geburt und Tod hinaus gehenden weiteren Schicksalsgang des Menschen zusammenhängen. Krankheiten sind bekanntlich multifaktoriell bedingt, aber das Multifaktorielle ist nicht

nur im physischen Bereich zu suchen, sondern unter Umständen auch in höheren Gliedern der menschlichen Gesamtorganisation beziehungsweise in deren physischer, lebendiger, seelischer oder geistiger Umgebung.

Verschiedene Therapieformen

Entsprechend kann die Therapie multimodal gestaltet werden: auf der geistigen Ebene durch kognitive Gesprächstherapie, in der auch Sinn- und Schicksalsfragen, Biographiearbeit, Spirituelles und Religiöses berücksichtigt werden, auf der seelischen Ebene durch emotionell stützende Psychotherapie, künstlerische Therapien wie Malen, Musik, Sprache, auf der Ebene der Lebenskräfte durch pflanzliche oder homöopathische Präparate, welche die organische Selbstregulation oder Vitalfunktionen wie immunologische Abwehrfunktionen oder spezifische Organtätigkeiten unterstützen und auf der physischen Ebene durch chemisch-pharmakologische, chirurgische, physiotherapeutische und andere Verfahren.

So gesehen kann der Mensch als ein viergliedriges Wesen verstanden werden. Aber diese vier Glieder wirken nicht äusserlich aufeinander, wie das Descart'sche Gespenst in der Maschine, und auch nicht wie «Schubladen» einer Kommode übereinander, sondern, trotz ihrer hierarchischen Verhältnisse von Über- und Unterordnung ineinander. Sie bilden eine Einheit, das heisst den Menschen. Aber diese Einheit ist keine monistische, sondern eine viergliedrige, in sich differenzierte Einheit von Körper, Leben, Seele und Geist.

Kontakt: Dr. Peter Heusser, Kollegiale Instanz für Komplementärmedizin, peter.heusser@kikom.unibe.ch



Östliches Denken und der Westen

Befinden sich Yin und Yang – dunkel und hell, passiv und aktiv – im Einklang, herrscht Harmonie: Die chinesische Medizin sucht diese Harmonie (wieder) herzustellen.

Von Brigitte Ausfeld-Hafter

Möglicherweise das älteste erhaltene Dokument philosophischen Denkens überhaupt ist das «Buch der Wandlungen», das Yijing. Es soll von einem chinesischen Kaiser, der fast 3000 Jahre vor der Zeitenwende lebte, stammen. Schon diesem Buch lag der Gedanke zugrunde, dass in allem Bestehenden zwei entgegengesetzte Prinzipien wirksam seien.

Die Begriffe Yin und Yang

Die ursprüngliche Bedeutung von Yin war die schattige und die von Yang die sonnige Seite, zum Beispiel eines Tals. Das Symbol von Yin und Yang zeigt im hellen aktiven Yang-Teil einen dunklen Kern, quasi als Auge des Fisches gedacht – und umgekehrt im dunklen Yin-Flächenanteil einen hellen Kreis. So wird im aktiven Teil des Symbols der Keim der Passivität und im passiven Teil der Keim der Aktivität veranschaulicht. Yin und Yang sind abstrakte Begriffe, das Folgende soll sie verdeutlichen: Der Tag wird dem Yang zugeordnet, zum Yin gehört die Nacht, die sich nach der dunkelsten Zeit zunehmend in den Tag wandelt, so wie der Tag abends abnimmt, bis er zur vollständigen Nacht gewandelt ist. Und auf Krankheiten bezogen heisst das, dass Frühlingserkrankungen (yang im yin) für das Anfangsstadium einer Krankheit stehen, zum Beispiel Rötung und Ausschläge; Sommerkrankheiten (yang im yang) für fortgeschrittene Stadien (-itis-Arten wie Dermatitis). Massive Krankheitsformen wie Furunkulose oder Pneumonie entsprechen dem Herbst (yin im yang). Schwerste Krankheitserscheinungen stehen im Winter (yin im yin) an, so als Beispiel die Arthrosen.

So lange die beiden gleichberechtigten Kräfte im Einklang miteinander stehen, herrscht Harmonie.

Wir im Westen sind es gewohnt, analytisch zu denken. Jemand mit Kopfschmerzen beklagt sich über den herrschenden Föhnwind, der seiner Meinung nach der Auslöser der Schmerzen ist. Wie kommt es dazu? Eine Gegebenheit wird auf mögliche Ursachen hin geprüft, zergliedert und aufgeteilt und schon bald steht der Föhn als Verursacher fest. Anders im chinesischen Denken, das eine Synthese, also eine Verbindung und Verschmelzung von verschiedensten Gegebenheiten anstrebt. So können die erwähnten Kopfschmerzen eine Folge von falscher Ernährung, von Schlafmangel oder Überarbeitung oder von einer ungeklärten Emotion wie Groll sein. Und natürlich spielen auch bei den Asiaten äussere klimatische Einflüsse eine Rolle.

Synthetisches Denken fördert die Intuition, kausal-analytisches Denken wirkt durch Klärung der Fakten. Erfolgreiche Ärzte brauchen jedoch sowohl Intuition wie Analyse.

Asiatische Gemeinschaft, westliche Gesellschaft

Asiaten leben in einer Gemeinschaft. Sie sind in einem kollektiv abhängigen Sozialsystem aufgehoben, das auf die Jahrhunderte alte Tradition der gelebten Lehre des Konfuzius zurückzuführen ist. Im alten Europa und in Amerika leben wir in einer Gesellschaft, einem individuell geprägten und unabhängigen Sozialsystem. Dieses geht auf die alten Griechen zurück, die das Individuum in den Mittelpunkt ihrer

Philosophie stellten. Interessanterweise gibt es immer Unterschiede zwischen traditionellen Fischer- und Jägerpopulationen und landwirtschaftlichen Gesellschaften. Fischer und Jäger, wie es die alten Griechen waren, sind gekennzeichnet durch eine ausgeprägte Unabhängigkeit, die eine grössere soziale Toleranz erlaubt. Landwirtschaftliche Gemeinschaften wie die chinesische weisen dagegen eine festere Organisation auf und sind mehr auf Uniformität bedacht. Diese Rolle der Gesellschaft finden wir auch bei der Herausbildung der Rechts- oder Linkshändigkeit beim Menschen, wie wir unten sehen werden.

Der soziale Unterschied führt zwangsläufig zu kognitiven Unterschieden zwischen modernen Asiaten und Westlichen. Die Studienresultate eines amerikanischen Psychologieprofessors zeigen, dass Asiaten sich selbst als abhängig oder im Kontext von grösseren Gemeinschaften sahen, während die Anglo-Amerikaner sich als Individualisten entpuppten. Die Studien ergaben, dass Anglo-Amerikaner häufiger nur ein zentral abgebildetes Objekt wahrnahmen, Asiaten jedoch viel mehr auf die Umgebung zu achten schienen.

Europäer standen oft dazwischen: Sie verbanden also individuelle mit kollektiven Wahrnehmungen. Zusammenfassend gesagt: Den ausgeprägtesten Tunnelblick haben – gemäss dieser Studien – die Anglo-Amerikaner, die Asiaten aber betrachten die Welt ganzheitlicher, indem sie den Bezug vom Individuum zur Umgebung herstellen, und die Europäer stehen mit ihrer Art der Wahrnehmung ungefähr in der Mitte.

Das Streben nach Harmonie

Schon im 5. Jahrhundert v. Chr. entwickelten sich in China die beiden wichtigsten philosophischen Schulen: der Taoismus und der Konfuzianismus. Konfuzius lebte in einer politisch unruhigen Zeit, in der die Sitten und die Moral zusehends zerfielen. Aus dieser Situation heraus entwickelte er seine Moral- und Soziallehre und beschrieb Regeln für eine tadellose Lebensführung. Konfuzius versuchte also, Harmonie durch gesellschaftliche Massnahmen zu erreichen. Anders ausgedrückt heisst das: Nur durch ein moralisch korrektes Leben ist eine körperlich-geistige Harmonie zu erreichen.

Lao Tse als Begründer des Taoismus wandte sich gegen die lenkenden Einflüsse des Konfuzianismus. Nur ein ausgeglichenes Verhältnis der Beziehung von Mensch und Umwelt kann seiner Meinung nach die zu erstrebende Harmonie herbeiführen.

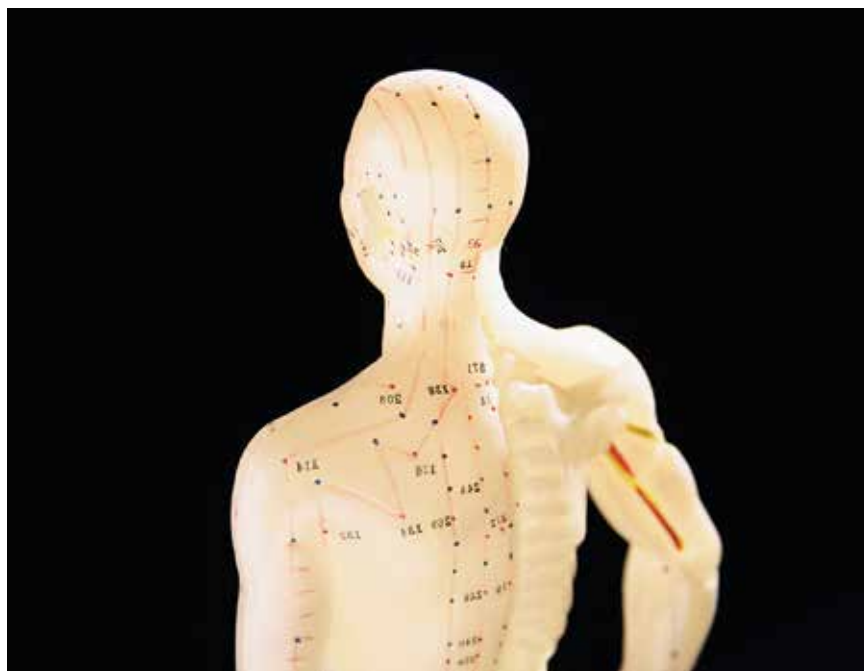
Mehr Rechtshänder in Asien

Beim Blick aus einer chinesischen Haustür, die zum Haus eines Wohlhabenden gehört, steht auf der linken – der aus der chinesischen Pulsdiagnostik bekannten Yang-Seite – die Skulptur des männlichen Löwen. Rechts steht die Löwin auf der Yin-Seite. Die linke Seite symbolisiert den Verstand, die Logik und das analytische Denken, die rechte das weibliche, intuitiv-kreative Prinzip. Dass die Löwin ihr Jungtier unter der linken Hand hält, symbolisiert die Yang-Seite der Erziehung ihrer Kinder, der männliche Löwe hingegen regiert die Welt mit seiner rechten, das heisst intuitiven Seite, da seine rechte Pranke auf der Weltkugel ruht. Die Löwenkulpturen symbolisieren also einmal mehr das Gleichgewicht zwischen Yin und Yang und zwischen rechts und links.

Die Herausbildung der Rechts- oder Linkshändigkeit beim Menschen ist vor allem genetisch bedingt. Aber auch die Gesellschaft spielt eine nicht zu vernachlässigende Rolle, denn Agrargesellschaften, die auf Einheit und Normierung bedacht sind, weisen einen höheren Grad der Rechtshändigkeit auf als Fischer- und Jägerpopulationen, die eine grössere soziale Toleranz erlauben. Weltweit variiert die Häufigkeit der Rechtshändigkeit zwischen 86 Prozent in den USA und 97 Prozent im fernen Osten. Die Lateralität oder Händigkeit ist übrigens für die Aurikulomedizin (Ohrakupunktur) ein wichtiges Thema, sind doch viele Akupunkturpunkte nur auf einer Ohrmuschel zu finden, wie zum Beispiel der Aggressionspunkt, der beim Rechtshänder rechts liegt.

Der Mensch als Teil des Ganzen

Der Taoismus versteht den Menschen als Mikrokosmos, der den ihn umgebenden Makrokosmos bewohnt. Das Bild der «Inneren Landschaft», das im Weisse-Wolke-Tempel in Beijing auf eine manns-hohe Stele eingraviert wurde, zeigt den



Die Akupunktur-Punkte in der chinesischen Medizin.

Körper als Landschaft angelegt. Die Natur ist also nicht eine Welt «da draussen», sondern sie wird spielerisch in den Menschen hineinprojiziert. Die «Innere Landschaft» ist mit Ebenbildern des Makrokosmos gefüllt, nämlich mit Sternen, Mond und Sonne, mit Bergen und Seen, mit Tieren und Menschen. Wenn sie alle miteinander in Harmonie leben, ist der Körper gesund. Leider ist es recht schwierig, diesen «korrekten» Zustand zu halten, der Körper wird «schief» oder «geneigt». Dieses Ungleichgewicht kann durch äussere Einflüsse wie Wind, Hitze oder Kälte ausgelöst werden, die innere Reaktionen hervorrufen: Kalte Zugluft kann zu einer Erkältung führen.

Im Westen bedienen wir uns ebenfalls der Metaphern, indem wir anatomische Bezeichnungen in unsere Umwelt übertragen. So kennen wir zum Beispiel Formulierungen wie «Bergkopf» oder «Auge des Hurrikans».

Die Schrift zwischen Symbol und Laut

Chinesen denken anders! Und das liegt zum Teil auch an der Art, wie eine Sprache aufgezeichnet wird. Zwei Methoden bieten sich bei der Verschriftlichung der Sprache an: die Ideographie, die zumindest in der Anfangsphase einen Bezug zwischen dem Schriftbild und dem vom Wort bezeichneten Gegenstand herstellt; und die Phono-graphie, welche direkt den Wortlaut zu fixieren sucht. Die chinesische Schrift besteht aus Ideographien, das heisst, sie bildet Ideen ab. Unser Alphabet bildet Laute ab und da die Zahl möglicher Laute,

die wir hervorbringen können, beschränkt ist, kennt unser Alphabet weniger als dreissig Zeichen. Anders in China, wo ein Gelehrter mehr als zehntausend Zeichen kennen muss.

Oft werden zwei chinesische Zeichen zusammengefügt, um ein neues Wort zu kreieren. Diese zwei Zeichen können einen Gegensatz ausdrücken: Das Wort Qualität zum Beispiel ist aus «gut» und «schlecht» zusammengesetzt.

Nahrung als Heilmittel

Die Chinesische Medizin bezieht ihr Wissen vor allem aus philosophischen Überlegungen und aus Naturbetrachtungen; ihre Sprache ist der des Patienten gerecht, da sie auf volkstümlichen Redewendungen basiert.

Nach chinesischer Ansicht ist Gesundheit ein labiler Zustand, der mit Akupunktur, chinesischer Arzneitherapie oder mit der Ernährung ausbalanciert werden kann. So enthält eine vollständige Mahlzeit alle Geschmacksrichtungen, nämlich sauer, das zusammenzieht, bitter, das austrocknet, süss, das befeuchtet und entspannt, scharf, das Verhärtungen löst und salzig, das aufweicht. Leidet eine Person nun an einer beginnenden Erkältung, so wird sie mit scharfen Lebensmitteln wie Ingwer und wärmendem Zimt behandelt. Schreitet die Krankheit weiter, wird die Anwendung von Akupunktur oder pflanzlichen Arzneien notwendig.

Kontakt: Dr. Brigitte Ausfeld-Hafter, Kollegiale Instanz für Komplementärmedizin, brigitte.ausfeld-hafter@kikom.unibe.ch



Mit Nadeln dem Schmerz zu Leibe rücken

(Chronische) Schmerzen haben ihre Ursache oft im autonomen Nervensystem. Dieses können wir kaum bewusst steuern. Hier setzt die Neuraltherapie an, die mittels gezielter Spritzen pathologische Erinnerungsbilder löscht und damit einen schmerzhaften Teufelskreis durchbricht.

Von Lorenz Fischer

Das autonome oder vegetative Nervensystem koordiniert in Abhängigkeit von äusseren und inneren Bedingungen die Funktion der Organe und Blutgefässe. So reguliert das autonome Nervensystem das innere Körpermilieu mittels spezieller Afferenzen (zum Zentralnervensystem hinführende Fasern) und Efferenzen (vom Zentralnervensystem wegführende Fasern). Seine Steuerung ist dem Bewusstsein weitgehend entzogen.

Das autonome Nervensystem besteht aus zwei – auf den ersten Blick antagonistischen – Teilen: dem Sympathikus und dem Parasympathikus. Nahezu alle Organsysteme werden von beiden Teilen reguliert. Bei Stress oder grösserer körperlicher Leistung besteht ein erhöhter Sympathikotonus (Beschleunigung von Herz- und Atemfrequenz, vermehrte Schweißabsonderung, Verminderung der Darmbewegungen, vermehrter Wachheitsgrad usw.). Ein erhöhter Parasympathikotonus hat gegenteilige Wirkungen und dient vor allem der allgemeinen Regeneration in der Ruhephase (Verdauung, Schlaf, Verminderung der Herz- und Atemfrequenz usw.).

Sympathikus und Parasympathikus stehen je nach äusseren und inneren Bedingungen in einem labilen Gleichgewicht und können dieses blitzartig einer neuen Situation synergistisch anpassen: Müssen wir vor einem Hund davonrennen, wird sich der Sympathikotonus erhöhen und gleichzeitig der Parasympathikotonus sich vermindern.

Ein Spezialfall ist das so genannte enterische Nervensystem: Im Magen-Darm-Trakt finden sich Ansammlungen autonomer Nervenzellen (so genannte intramurale Ganglien), die ihre partielle Funktion (Peristaltik und Sekretion) unabhängig von Sympathikus und Parasympathikus erfüllen können. Dennoch sind Sympathikus und Parasympathikus auch hier das übergeordnete Steuerungsorgan, das die Tätigkeit des enterischen Nervensystems auf die Bedürfnisse des Darms und des Gesamtorganismus einstellt.

Aufgrund seiner komplexen Verschaltungen ist das unglaublich fein verästelte Netz insbesondere des Sympathikus praktisch bei jedem pathologischen Vorgang beteiligt. Dies betrifft Schmerzen, immunologische Prozesse, Entzündungen, psychischen Stress usw. Durch diese Beteiligung entsteht im Krankheitsgeschehen ein Teufelskreis (Circulus vitiosus). Dies soll am Beispiel des chronischen Schmerzes näher erläutert werden.

Das Autonome Nervensystem und der Schmerz

Schmerzreize werden im Rückenmark und im Gehirn verarbeitet. Hierbei ist der Sympathikus mitbeteiligt. Seine Fasern verbinden via Rückenmark auf einer bestimmten «horizontalen» Ebene die Haut, die Muskulatur und das innere Organ untereinander mittels Afferenzen und Efferenzen. So resultieren bei Schmerzen auf der erwähnten Ebene eine veränderte Durchblutung und

ein veränderter Flüssigkeitsgehalt. Die zugehörige Muskulatur reagiert zudem mit Verspannung. Bei Schmerzreizen reagieren somit immer alle drei Systeme: die Haut, die Muskulatur und das innere Organ. Schmerz tritt dann auf, wenn das Bewusstsein zugeschaltet ist.

In einem sich aufschaukelnden Teufelskreis (Circulus vitiosus, Iteration) kann eine Schmerzkrankheit entstehen, auch wenn der anfängliche Schmerzreiz nicht mehr vorhanden ist. Dazu ein Beispiel: Der Sympathikus kann bei chronischen Schmerzen mit seinen Efferenzen eine Art «Kurzschluss» auf Schmerzfasern in der Peripherie herstellen. Auch bei physiologischen Reizen (beispielsweise schon bei geringer Kälteexposition) kann nun aufgrund dieses Kurzschlusses ein Schmerz empfunden werden. Gleichzeitig können Nervenfasern, die für die Berührungsempfindung zuständig sind, im Laufe einer chronischen Schmerzkrankheit auf der Ebene des Rückenmarks auf das schmerzverarbeitende System schalten. Nun tritt die Situation auf, dass bereits eine Berührung der Haut Schmerzen auslöst. Das Nervensystem kennt somit nicht nur starre Leitungsbahnen und Verbindungen. Es ist vielmehr ein dynamisches System, in welchem ständig neue Verbindungen geschaffen und wieder aufgelöst werden.

Die Erinnerung «löschen»

Unter neurophysiologischem Aspekt sollte es das Ziel sein, mit demjenigen System

therapeutisch zu arbeiten, das den Teufelskreis mit verursacht. Dies ist im eben erwähnten Fall hauptsächlich ein Teil des autonomen Nervensystems, der Sympathikus. Es geht nun darum, pathologische Erinnerungsbilder (sogenannte Engramme) und Kurzschlussverbindungen im Sympathikus wieder zu «löschen» und zudem Reize zu setzen, damit das Rückenmark nicht ungehindert alle Schmerzimpulse weiterleitet.

Ein logischer Ansatz hierfür ist das «Löschen» von Engrammen im erwähnten Teufelskreis mittels Lokalanästhetika. Zudem wird der Nadelstich therapeutisch ausgenutzt über die so genannte «Eingangskontrolle» im Rückenmark, die bewirkt, dass nicht alle Schmerzimpulse ungehindert ins Rückenmark eindringen können. Da die Haut, die Muskulatur und das innere Organ via Rückenmark untereinander mit Nervenfasern des Sympathikus verbunden sind, bieten sich folgende Injektionen an: In die Haut, in die Muskulatur (in verhärtete Zonen, so genannten Trigger-Punkte) sowie direkt an die Fasern des Sympathikus. Es ist sinnvoll, die erwähnten Injektionen zu kombinieren, damit Engramme gelöscht werden können und der Teufelskreis nicht nur unterbrochen wird, sondern die

Systeme sich selbstorganisatorisch wieder hin zur physiologischen Mitte bewegen können. Diese Art Therapie nennen wir Neuraltherapie.

Bei einigen Patienten sind die Systeme belastet durch so genannte Störfelder: Hier handelt es sich um chronische Reizzustände ausserhalb des erkrankten Gebietes, die fortlaufend Impulse ins autonome Nervensystem abgeben und zusätzlich zu Schmerzen oder Funktionsstörungen führen können. Störfelder können zum Beispiel Erkrankungen im Zahn-Kiefer-Bereich sein, unter bestimmten Voraussetzungen chronisch entzündete Mandeln oder Nasennebenhöhlen, auch bestimmte Narben. In einer solchen Situation ist die kausale Therapie die neuraltherapeutische Behandlung oder die Sanierung dieser erwähnten Störfelder.

Anwendung in der allgemeinen Medizin

Teile der lokalen Neuraltherapie sind sowohl im diagnostischen als auch im therapeutischen Bereich integriert in der täglichen Arbeit jeder Schmerzlinik, auch von Rheumatologen, Orthopäden und auch Allgemeinmediziner. Diese punktuelle Anwendung wird meist nicht als «Neural-

therapie» bezeichnet, sondern als «diagnostische respektive therapeutische Lokalanästhesie». Der Name Neuraltherapie wird vor allem dann verwendet, wenn verschiedene Injektionen kombiniert oder wenn Störfelder in die Therapie einbezogen werden.

Die Beobachtungen der Folgen bei präziser Anwendung der Neuraltherapie decken sich verblüffend mit den Erwartungen, die durch das gegenwärtige pathophysiologische Verständnis des Schmerzes geweckt werden.

Dennoch sind verschiedene Wirkmechanismen (insbesondere im Störfeld-Geschehen) erst teilweise geklärt. Damit bleibt ein interessantes Forschungsgebiet für die Neurophysiologie und die klinisch tätigen Neuraltherapeuten offen.

Kontakt: Dr. med. Lorenz Fischer,
Kollegiale Instanz für Komplementärmedizin,
lorenz.fischer@kikom.unibe.ch



Im Schatten des medizinischen Fortschritts

Die moderne technisierte Medizin vernachlässigt den Patienten in seinen verschiedenen Facetten. Deshalb gedeihen die verdeckten und chronischen Beschwerden, die nicht mit Apparaten und Medikamenten bekämpft werden können. Ein Plädoyer für verdrängte Aspekte der Heilkunst.

Von Eduard Kaeser

Die Geschichte medizinischen Heilens lässt sich, ironisch und rabiat verkürzt, in drei Epochen unterteilen: in jene des Misserfolgs, in jene des Erfolgs und in jene des Misslingens des Erfolgs. Zweifellos verdankt die moderne Medizin ihre Triumphe einer beeindruckenden Entwicklung diagnostischer und therapeutischer Technologien. Aber es gehört zur Dialektik des wissenschaftlich-technischen Fortschritts, dass der Segen der Erfindungen und neuen Erkenntnisse immer auch verknüpft ist mit gewissen Verdrängungen und blinden Flecken, die zu «Rache-Effekten» im Schatten des Fortschritts führen können. So gehört es – mindestens vordergründig – zum Paradox unseres westlichen Gesundheitssystems, dass die moderne Apparatemedizin einerseits ein beispielloses technisches Heilungsarsenal aufgerüstet hat, dass uns gleichzeitig aber ein diffuses, sozusagen durch ärztliche Einwirkung entstandenes Unbehagen angesichts dieser klinischen Mobilisierung beschleicht. Die breite Klage über eine zunehmend technisierte Medizin, die dem Patienten die Seele austreibt, ist sattsam bekannt. Schauen wir kurz drei solche «Rache-Effekte» an.

Wenn sich Krankheiten nicht orten lassen

Zur modernen Medizin gehört zweifellos ihr «Lokalisier»-Charakter. Er markiert einen deutlichen Kontrast zur alten Sicht der Krankheit als eines Ungleichgewichts der Körpersäfte, der «humores». Bis ins 19. Jahrhundert hinein besteht die «humorale» Generaltherapie darin, das Gleichgewicht durch geeignete und verfügbare Zuführung oder Abführung von Stoffen wiederherzustellen. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts nähert sich die Medizin

der naturwissenschaftlichen Methode der kausalen Erklärung an. Krankheit ist die Wirkung einer oder mehrerer Ursachen. Wenn das Übel eine Ursache im Körper hat, muss man zunächst diese Ursache orten und anschließend kontrollieren und bekämpfen. Ohne Ursache keine Wirkung. Ohne Erreger keine Krankheit. Fehlen Tuberkelbazillen, tritt Tuberkulose nicht auf, fand Robert Koch 1882 heraus. Letztlich steckt darin ein Vernichtungsgedanke: Wenn keine lokale Krankheitsursache vorliegt, tritt auch keine Krankheit auf. Also ist das erste Ziel die Beseitigung der lokalen Krankheitsursache. Dieser Sicht, die ein neues, bakterielles Krankheitsmodell durchsetzt, verdankt die moderne Medizin viele ihrer grössten Triumphe, beispielsweise im Kampf gegen Infektionskrankheiten.

Der präzise lokale Einsatz von Geräten – und auch von Medikamenten – gehört mittlerweile zum selbstverständlichen Angebot der Medizin wie zur Erwartungshaltung ihrer Klientel: Für jedes Bobo die passende Pille. Trotzdem häufen sich die Fälle einer neuen Kategorie von Krankheit, nämlich der chronischen Beschwerden. Millionen von Menschen suchen heute ihren Arzt ohne lokalisierbares Leiden auf. Die Medizin sieht sich zunehmend mit Zivilisationsbeschwerden konfrontiert, mit Neurosen, Ängsten, Depressionen, Phobien, Süchten, chronischen Schmerzen, die man nicht so einfach auf lokale Ursachen im Körper zurückführen kann. Röntgenstrahlen, magnetische Resonanz, Positronen-Emission, all die wunderbaren Errungenschaften der klinischen Technologie dringen zwar in die verborgensten Winkel unseres Körperinnern vor, aber sie fördern keinen eindeutigen lokalen Befund

zutage. Man kann offenbar Schaden nehmen an bestimmten Formen modernen Lebens.

Chronische Erkrankungen sind aber keineswegs neu. Sicher haben sie auch früher existiert, nur stellten sie damals kein Problem dar, weil ihre Wahrnehmung von akuterer Krankheiten wie Infektionen überdeckt wurde. Bekämpft man diese erfolgreich, kommen jene zum Vorschein. Dass chronische Beschwerden heute vermehrt Aufmerksamkeit auf sich ziehen, könnte deshalb auch mit einer indirekten Folge der Technisierung zusammenhängen. Die Bewältigung «offensichtlicher» Krankheiten hat gleichzeitig die Bedingungen für das Auftreten «verdeckter» Krankheiten geschaffen. Mit der Verbesserung in der Behandlung ist ein längeres Leben gewährleistet. Ein längeres Leben aber macht logischerweise auch längeres Leiden möglich. Was das für eine Gesellschaft mit hoher Lebenserwartung bedeutet, können wir heute nur erahnen.

Wenn Ärzte ihrer Urteilskraft nicht trauen

Die Lokalisierung führt zu einem stets intimeren Bündnis von Arzt und Apparat. Man denke nur an die «Insignie» des modernen Arztes, das Stethoskop, den «Brustspiegel». Dieser künstliche Ohrfortsatz erhält schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts Gesellschaft durch das künstliche Auge des Endoskops. Sein Erfinder, der deutsche Arzt Philipp Bozzini, träumt davon, «in alle inneren Höhlen des Körpers sehen und die Vorgänge im Innern beobachten zu können» – die Leitvision moderner Medizin. 1850 stellt der Physiker Hermann Helmholtz den Augenspiegel, das Ophthalmoskop vor. Es dient dem Studium des

lebenden Auges und der Netzhaut. In nicht abbrechender Folge halten von nun an neue «Skope» Einzug in die medizinische Diagnostik: Larynskop, Arthroskop, Bronchioskop, Gastroskop, Koloskop, Laparoskop und andere. Das Ausspähen des Körperinnern wird zum Sinnbild für die visuelle Eroberung des lebenden Körpers. Man könnte geradezu vom technischen Regime der Skope sprechen, von einer Vorherrschaft des Sehens, wie wir ihr heute in den neuesten Visualisierungstechniken begegnen. Neuester Schrei ist beispielsweise das Kapselendoskop, eine «Video-pille», die eingenommen wird und auf ihrer Reise durch die Darmwindungen ihre Bilder an den Computer schickt.

Dennoch bleibt das wichtigste Instrument des Arztes sein Körper. Wenn wir feststellen, dass dieses Instrument im Laufe der Technisierung zusehends im Schatten der klinischen Geräteparks verschwindet, dann bedeutet dies, dass der Arzt durch das Instrument fortwährend dazu verführt wird, seine eigenen körperlichen Fähigkeiten zu unterschätzen. Was die Medizin zu verlieren droht, könnte man mit einem alten Begriff der Aufklärung umschreiben, nämlich ärztliche Urteilskraft. Sie beruht nicht nur auf der Wissenschaft, sondern im gleichen Masse auf der Kennerschaft des Körpers. Der Arzt muss ein bewandertes Kenner der Körpertopografie sein, wie der Wanderer im Gelände. Kennerschaft steht nicht nur für manuelles Geschick, sondern vor allem auch für so genannte «soft skills» wie Empathie, Dialogfähigkeit, sprachliche Artikulation, Gespür für die Situation. Gerade die Sprache ist eines der unterschätztesten körpereigenen Instrumente des Arztes. Was heute als «seelenlos» an der Medizin bezeichnet wird, ist im Grunde

eine Sprachlosigkeit inmitten des Bombasts der Fachterminologie. Immanuel Kant nannte den Mangel an Urteilskraft eine besondere Form von Dummheit. Genau das riskiert eine Medizin, die glaubt, das körperbasierte gegenüber dem instrumentebasierten Urteil vernachlässigen zu können.

Wenn Patienten zu Datensätzen werden

Seit dem 19. Jahrhundert hat die Arzt-Patienten-Beziehung eine Reihe von Stadien durchlaufen, die wesentlich von Technisierungsschüben geprägt sind. Mit der Allianz von Arzt und Apparat etabliert sich der objektive medizinische Blick, die Klinik institutionalisiert ihn und trägt ihn weg vom häuslichen Krankenbett. Krankheit wird primär vom Labor-Datum her definiert. Damit erhält die Trennung von Krankheit und kranker Person ihren systematischen Ort. Die modernen Visualisierungs- und Aufzeichnungssysteme machen den Arzt in seiner Entscheidungsfindung immer abhängiger von technischen Daten. Laboratorium und Computertechnologie definieren den heutigen Typus von technisierter Medizin: die Daten-Medizin. Der Patient als verwaltbarer Datensatz hat sich schon längst im Denken des Spitalmanagements eingenistet und es erscheint nur folgerichtig, wenn sich allmählich die computerunterstützte Diagnose des Arztes in die arztunterstützte Diagnose des Computers transformiert.

Medizin ist die Wissenschaft vom Körper. Aber der Körper ist mehr als bloss körperlich. Er ist Mittel zum Leben und Lebensmitte einer Person. Als solch persongewordener Körper verweigert er sich dem manipulativ-technischen Zugriff, will er

sozusagen anders «verstanden» werden. Ein Arzt der deutschen Romantik, Johann Christian August Heinroth, prägte die programmatische Formel: «Mensch=Person, das ist der Einheitspunkt.» Diese «romantische» Formel gewinnt gerade heute in dem Masse an Bedeutung, in dem die Medizin sich durch ihre Technisierung von ihrem «Einheitspunkt» entfernt.

Wenn durch das ganze 20. Jahrhundert der ärztliche Ruf nach der Wiedereinführung der Person des Patienten hallt, macht sich hier eine Tradition bemerkbar, die stets neben der technischen Medizin bestanden hat. Die Siegergeschichtsschreibung der Moderne tendiert dazu, nur die letztere gelten zu lassen. Dabei hatten sich die Ärzte bis in die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts vor dem Klinikum einer «philosophischen» Vorprüfung (tentamen philosophicum) über die Gegenstände der «Weltweisheit» zu unterziehen. Sie wurde vom «Physicum» abgelöst, von der Vorprüfung über den Körper.

Fortschritt ist immer zweischneidig. Was wir in seinem Schatten antreffen, ist letztlich Resultat eines wachsenden Ungleichgewichts, das sich die Heilkunst durch ihre «Vernaturwissenschaftlichung» und Technisierung selbst eingehandelt hat. Vieles, was als alternativ oder komplementär zur Schulmedizin angeboten wird, erweist sich bei näherem Hinsehen als verdrängter Teil dieser Medizin selbst. Und das andere Verständnis des Körpers «überwindet» die moderne Medizin nur zum Schaden ihrer selbst – ganz zu schweigen von ihrem eigentlichen «Gegenstand»: dem Patienten.

Kontakt: Dr. phil. nat. Eduard Kaeser, Publizist, e.cheese@gmx.net



Der Schuss auf den Seifen-Block

Woher kam der tödliche Schuss – aus der Pistole oder aus dem Gewehr? Die Antwort kann ein Wundballistiker wie Beat Kneubühl liefern. Der Mathematiker leitet das neue Zentrum Forensische Physik/Ballistik am Institut für Rechtsmedizin (IRM) der Uni Bern. Ein Augenschein im Schiesskanal.

Von Bettina Jakob

Alle starren auf den Monitor. Ein Quader von 40x25x25 Zentimetern Grösse, rostbraun glänzend, steht steif auf einem Tisch. Unspektakulär – bis ein scharfer Knall die Stille zerschneidet. Auf der Digitalanzeige blinken rote Zahlen – Geschwindigkeit: 822,32 Meter pro Sekunde, Energie: 3200 Joule. Der braune Block steht immer noch, scheinbar unverändert – bis auf ein kleines Loch auf der Vorderseite... Der Block ist ein sogenanntes Surrogat, ein Stoff, der einen anderen ersetzt, da er diesem in seinen Eigenschaften sehr ähnelt: Die Substanz, die hier mit 25 Kilogramm Glycerin-Seife simuliert wird, ist ein menschlicher Körper. Das Gewehr hingegen, welches zehn Meter vor dem Tisch eingespannt ist, ist echt. Im gedeckten Schiesskanal des Eidgenössischen Departements für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS), in einem Wald nahe bei Thun, wird heute scharf geschossen. Auf dem Programm steht die Diagnostik von Schussverletzungen im Rahmen eines Seminars des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK), an welchem Chirurgeninnen und Chirurgen aus Afrika, Japan und Europa in simulierter Praxis sehen, was sie in den Krankenhäusern in Kriegsgebieten antreffen können. Dozent ist Beat Kneubühl, der Leiter des neuen Zentrums Forensische

Physik/Ballistik am Institut für Rechtsmedizin (IRM) der Universität Bern (siehe Kasten).

Moderne Spurensuche mit Wundballistik

«Auf dem ganzen Globus gibt es schätzungsweise 100 Millionen Kalaschnikows», richtet sich Beat Kneubühl an die Chirurgen. Unmittelbar tödlich sind aber «nur» 20 Prozent aller abgefeuerten Schüsse, zwei Drittel der Kugeln treffen die menschlichen Extremitäten: «Grund genug, sich mit Wundballistik zu befassen, der Lehre vom Verhalten der Geschosse beim Eindringen in den Körper eines Menschen», erklärt der Mathematiker, der zusätzlich auf forensischen Wissenschaften in Lausanne doktoriert hat, sein Spezialgebiet. Ganze 32 Jahre hat er beim VBS in der Gruppe für Rüstungsdienste, der heutigen Armasuisse, verbracht. In Zusammenarbeit mit Medizinerinnen und Juristinnen des IKRK war es Kneubühls Aufgabe, Waffen und Munition darauf zu überprüfen, ob diese den internationalen Konventionen entsprechen und das zulässige Verletzungspotenzial nicht übersteigen. Der Forscher hat dazu ein Messverfahren entwickelt, das heute weltweit angewandt wird und mit

dem sich messen lässt, welche Zerstörung des menschlichen Gewebes die verschiedenen Geschosse voraussichtlich verursachen werden. «Wir wollen schwere Verletzungen vermeiden – es gilt, Amputationen von Armen und Beinen möglichst zu verhindern», so Kneubühl.

Heute arbeitet der Ballistiker nicht mehr beim VBS, sondern an der Universität Bern. Seine Mission ist der Aufbau einer Ballistik-Abteilung als neue, wichtige Kernaufgabe des IRM: Aufgrund von Schussverletzungen kann nämlich bei Unfällen oder Verbrechen oftmals auf den Tathergang zurück geschlossen werden. Mit Kneubühl kommen somit modernste Spurensuch-Methoden à la CSI, der

Das neue Zentrum am IRM

Das Zentrum Forensische Physik/Ballistik des Instituts für Rechtsmedizin der Universität Bern bietet folgende Dienstleistungen an: Es beantwortet Fragen aus den Bereichen forensische Physik/Ballistik und führt rekonstruktive Versuche durch, die auf synthetischen Körpermodellen basieren. Aufgrund dieser Daten werden Gerichtsgutachten erstellt.



Ballistikexperte Beat Kneubühl erklärt die fatale Wirkung von Dum-Dum-Munition nach dem Testschüssen auf einen Seifenblock.

beliebten Forensik-Sendung aus dem aktuellen TV-Programm, nach Bern. Der international geschätzte Munitionsexperte hat mit seinem Fachwissen und seiner langjährigen Erfahrung schon viele Gerichtsgutachten verfasst und zur Lösung von Kriminalfällen im In- und Ausland beigetragen. Den einen Fall hat er in fünf Minuten gelöst und gar per Telefon, wie er sich, nicht ganz ohne Stolz, erinnert: Es geschah irgendwo in der Schweiz. Ein Mann wurde von mehreren Schüssen getroffen. Die Patronenhülsen verrietten, dass einmal mit einem Sturmgewehr und wiederholt mit einer Maschinenpistole geschossen wurde. Die grosse Frage für die Festsetzung des Strafmasses war, welcher der beiden Schützen den tödlichen Schuss abgegeben hatte. Ein Durchschlagsloch in einem nahe stehenden Öltank löste das Rätsel, denn Kneubühl wusste gleich: «Nur die Gewehr-kugel vermochte diese stählerne Tankwand zu durchdringen, und zwar nur im Direkt-schuss.» Das Kaliber der Pistole hätte dazu schlicht nicht ausgereicht. Das Fazit: Der Pistolenschütze war der Täter, der Mann am Gewehr hatte ja nur einmal abgedrückt – und daneben geschossen.

Die verbotene Munition

Im grellen Neonlicht des Stollens im Berner Oberland steigt die Spannung. Beat Kneubühl und sein Mitarbeiter Edi Maissen

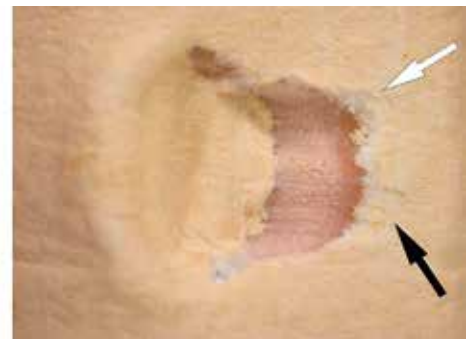
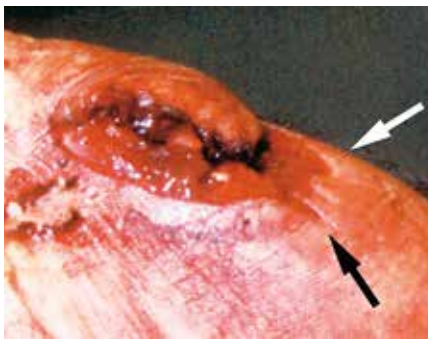
schneiden den Seifenblock mit einem Draht in der Mitte durch, das Raunen schwillt an, als der Querschnitt des Surrogats die Folgen des Schusses sichtbar macht: Direkt hinter dem kleinen Einschussloch hat die Kugel einen grossen Krater in den Glycerin-Block geschlagen. «Ein Effekt der sogenannten Dum-Dum-Munition, wie sie im Kolonialkrieg eingesetzt wurde», erklärt Beat Kneubühl, «mit fatalen Folgen»: Diese Geschosse verletzen Arme und Beine sehr stark, zermalmen die Organe. Heute trägt die nach internationalen Richtlinien erlaubte Kriegsmunition ein anderes Design: Die vollständige Ummantelung des Bleikerns hält das «Full Metal Jacket»-Geschoss beim Eintritt in den Körper zusammen, die Patrone dringt ein, ohne unmittelbar alle Energie abzugeben und das Gewebe vollständig zu zerreißen. Bestenfalls ist die Kugel zum Zeitpunkt ihrer grössten Zerstörungskraft bereits wieder aus dem Körper herausgetreten.

Doch auch eine «gute Kugel» kann «schlechtes Benehmen» zeigen, wie es Kneubühl ausdrückt. Normalerweise rotiert ein Schuss nach dem Abfeuern rund 3000 Mal pro Sekunde um die eigene Achse, ein physikalischer Effekt, der die Flugbahn stabilisiert. Wird die Kugel aber vor dem Eintritt in den Körper abgelenkt, gerät sie ausser Kontrolle, wirkt wie die frühere

Dum-Dum-Munition und hinterlässt die grössten Wunden gleich beim Einschuss. Man merke darum: «Sind Sie unter Beschuss, stellen Sie sich nie hinter einen Baum. Der Abpraller hat womöglich verheerendere Folgen als der direkte Einschuss», wendet sich Kneubühl an die IKRK-Ärzte.

Die unglaubliche Simulation des menschlichen Körpers

«Ballistik ist Hochgeschwindigkeitsphysik», so Beat Kneubühl. Die Kugel peitscht mit Überschallgeschwindigkeit durch die Luft, angetrieben vom Druck, der beim Abbrennen des Schiesspulvers entsteht: Drei Liter freigewordenes Gas katapultieren das Geschoss von der Gewehr-kammer in den spiralförmigen Lauf auf die tödliche Reise. Beim Tempo von 400 bis 900 Metern pro Sekunde ist das Ziel innert Kürze erreicht. «Was beim Einschuss innerhalb von Bruchteilen von Millisekunden passiert, entzieht sich dem menschlichen Vorstellungsvermögen», sagt Kneubühl. «Um diese blitzschnellen Abläufe zu analysieren, setzen wir modernste Highspeed-Kameras ein.» Jeder Schuss wird gefilmt, dokumentiert und die Spuren in der Seife werden fotografisch festgehalten. In der angewandten Wundballistik werden diese Bilder aus dem Schiesskanal immer wieder mit den Dokumenten aus dem «echten» Fall verglichen, den die Wundballistiker gerade



Tests im Schiesskanal geben Aufschluss über die Ursache einer seltsamen Handverletzung: Der Schlitten einer Pistole hat den Hautlappen losgerissen.

untersuchen. So zum Beispiel im Fall einer seltsamen Handverletzung, welche deutsche Rechtsmediziner vor ein Rätsel stellte. Beat Kneubühl und sein Team fanden nach einigen Versuchen im Schiesskanal heraus, dass der losgerissene Hautlappen über dem Daumen weder von einem Geschoss, noch von einem Kampf stammte – sondern durch den Schlitten einer Pistole verursacht wurde, der beim Abfeuern nach hinten schnell (siehe Bild).

«Mit den Schiessstests versuchen wir dem wirklichen Spurenbild näher und näher zu kommen», erläutert Beat Kneubühl seine Arbeitsmethoden. Man schießt aus verschiedenen Winkeln, unterschiedlicher Distanz, mit diversen Waffentypen, lässt Schüsse abprallen, dämpfen. Man schießt auf Seife, auf Gelatine-Blöcke, in welche künstliche Knochen oder Venen-Simulanzien eingegossen wurden, um allfällige Verletzungsmuster vergleichen zu können. Stimmen die Resultate aus dem Testlabor mit den echten Spuren überein, wird klar, wie das Tötungsdelikt begangen wurde oder der Jagdunfall passiert ist.

«Simulation» ist das grosse Wort der Ballistiker. Dass selbst der menschliche Körper simuliert werden kann, ist ein grosser Vorteil: «Wir können ohne ethische Bedenken testschiessen», so Kneubühl, «man muss nicht auf anästhetisierte Tiere zurückgreifen, wie es leider im Ausland oft

geschieht.» Ausserdem kann ein Schuss unter gleich bleibenden Bedingungen x-mal wiederholt werden.

Für menschliches Gewebe werden die Surrogate Seife und Gelatine eingesetzt. Während die Seife den Schaden eines Schusses statisch wiedergibt, erlaubt die transparente, elastische Gelatine die Beobachtung des Energietransfers von Kugel auf Gewebe und Knochen noch während der Bewegung, sagt Beat Kneubühl und legt seine Hand auf den wabbeligen Block, der Ziel des letzten Schusses war. Mitten im bouillonfarbenen Brocken sind ein Geschoss zu sehen und zerplitterte Polyurethane-Stangen: Dieser Kunststoff simuliert Knochen. Selbst menschliche Haut lässt sich täuschend echt im Labor herstellen – mit synthetischen Wachsfibern. Und so wird der Mordfall zum Labortest.

Neue Jagdmunition im Test

Beat Kneubühl schleppt einen weiteren Glycerinblock durch die Halle, den letzten für heute und zu ganz besonderem Anlass: Der Munitionsexperte will eine neue deutsche Jagdmunition prüfen, seine Testverfahren können nämlich bei allen Munitionssorten angewandt werden. «Der erste Schuss ist immer der spannendste», so der Berner Forscher. Dann der Knall, der Schnitt durch die Seife, das Murmeln der Ärzteschar, der interessierte Blick von

Beat Kneubühl. Alle warten auf seinen Kommentar. «Das grösste Energiedeposit folgt unmittelbar nach der Einschussstelle, ist aber im Vergleich mit den bisherigen Geschossen weniger gross.» Ein gutes Zeichen? Voreilig bewerten will Kneubühl nichts. «Erst müssen intensivere Untersuchungen folgen.» Nun ist das Murmeln zur lauten Unterhaltung geworden, die Chirurgeninnen und Chirurgen verlassen den Stollen, Edi Maissen schliesst die Tür zum Bunker. Draussen im Wald zwitschern friedlich die Vögel.

Kontakt: Dr. Beat P. Kneubühl, Institut für Rechtsmedizin, beat.kneuebuehl@irm.unibe.ch

Wenn aus Kränkung Krankheit wird

Verbitterte vergällen sich und ihren Nächsten das Leben. Als fast einziger Forscher in der Schweiz beschäftigt sich der Berner Psychologe Hansjörg Znoj mit dem bitteren Gefühl. Er hat herausgefunden, dass vor allem Menschen mit klaren Wertvorstellungen gefährdet sind.

Von Salomé Zimmermann

Ein Angestellter, der sich jahrzehntelang für seine Firma mit viel Herzblut eingesetzt hat, wird bei Beförderungen ständig übergangen oder bei einer Umstrukturierung sogar entlassen. Eine Frau, die ihre eigenen Karrierepläne aufgegeben hat, um ihrem Mann das Studium zu ermöglichen und die gemeinsamen Kinder aufzuziehen, wird von ihm wegen einer Jüngerin sitzengelassen. Solche einschneidenden Erfahrungen verunsichern jeden. Wenn die Gedanken jedoch über längere Zeit obsessiv um das gleiche kränkende Ereignis kreisen, handelt es sich um Verbitterung. Die Betroffenen durchleben einerseits das traumatisierende Erlebnis im Geiste immer wieder und vermeiden andererseits jede Situation, die an das Geschehene erinnert. «Verbitterte steigern sich in etwas hinein und machen sich in ihrem Umfeld unbeliebt», führt Hansjörg Znoj aus. Der Psychologie-Professor von der Universität Bern ist einer der wenigen, der sich in der Schweiz mit dem Phänomen der Verbitterung wissenschaftlich auseinandersetzt. Obwohl fast jeder das Gefühl von Bitterkeit kennt, ist bis jetzt kaum Fachliteratur dazu vorhanden.

Zusammenbruch der DDR – überholte Lebensentwürfe

Michael Linden forscht in Berlin auf demselben Gebiet wie Znoj und hat die Symptome Verbitterter im Krankheitsbild «posttraumatische Verbitterungsstörung» (Post-Traumatic Embitterment Disorder, PTEd) zusammengefasst. Der Professor und praktizierende Psychiater betreute nach dem Mauerfall oft Patienten aus den neuen Bundesländern, deren Leiden in keine Kategorie bekannter psychischer Störungen passte. Diese Menschen waren nicht emotionslos wie Depressive, sondern hassten mit Inbrust, gingen jedoch monate-

lang nicht mehr vor die Tür, schliefen nicht mehr, weigerten sich, bestimmte Stadtteile zu betreten und vernachlässigten sich selbst. Linden erklärt sich dieses Verhalten aus der Verletzung von Lebensentwürfen: Von einem Tag auf den anderen wurde das Leben der damaligen DDR-Bürger auf den Kopf gestellt und viele sahen sich in der neuen Welt als Verlierer. Im Gegensatz zur «posttraumatischen Belastungsstörung», bei der das Trauma die Folge eines Krieges, eines Raubüberfalls oder einer Vergewaltigung ist, fehlt bei der Verbitterung das unmittelbar Lebensbedrohliche. Vielmehr werden zentrale Werte und Einstellungen durch Schicksalsschläge brüchig oder unhaltbar. «Vor allem Menschen mit klaren Wertvorstellungen und rigoroser Moral sind anfällig für Verbitterung», erläutert Hansjörg Znoj, «die Vorstellung, dass die Welt gerecht sei, führt beispielsweise automatisch zu Enttäuschung und Ernüchterung.» Weitere Risikofaktoren für Verbitterung sind ein geringes Selbstbewusstsein oder die einseitige Ausrichtung auf einen bestimmten Lebensbereich. Wenn es nur eine Quelle der Anerkennung gibt – sei es die Arbeit oder die Liebe des Ehemannes oder der Kinder – und diese versiegt, sind die Auswirkungen fatal. Die Betroffenen kreisen dann haltlos in einer zerstörerischen Spirale aus Wut, Enttäuschung und Hilflosigkeit.

Blutige Strafe für erlittene Kränkungen

Ein gutes Beispiel für unerbittliche Moral und ein (zu) ausgeprägtes Gerechtigkeitsempfinden ist Michael Kohlhaas in der gleichnamigen Erzählung von Heinrich von Kleist. Kleist erzählt die Entwicklung eines aufrechten und gewissenhaften Bürgers zu einem rücksichtslosen Mann, der mit seinen

wilden Kriegsgenossen brandschatzend und mordend durch die Gegend zieht. Als Kohlhaas erkennt, dass die Rechtsprechung auf Vetternwirtschaft und Willkür beruht, versucht er durch offene Rebellion gegen das Gesetz zu seinem Recht zu kommen. Diese Geschichte erinnert an aktuelle Fälle: Beispielsweise an Fritz Leibacher, der sich mit einem Amoklauf durchs Zuger Regierungsgebäude 2001 an der Obrigkeit rächte. «Ein Amokläufer ist äusserst verbittert», stellt Znoj fest, «im Extremfall geht die Menschenverachtung eines verbitterten Menschen so weit, Unschuldige für angebliche Ungerechtigkeiten zu bestrafen und mit in den Tod zu ziehen.»

Verbitterung als Panzer gegen Einsicht

Warum beherrschen Schmerz und Wut über die tatsächliche oder empfundene Ungerechtigkeit die Gefühls- und Gedankenwelt eines Verbitterten? «Verbitterung ist ein psychologischer Mechanismus, der vor der Einsicht schützt, dass Lebenskonzepte nicht funktionieren oder Wertvorstellungen unhaltbar geworden sind. Ausserdem drückt sich der Verbitterte vor der Erkenntnis, dass er selber auch zu den Entwicklungen beigetragen hat», erklärt Znoj. Verbitterung ist damit eine Möglichkeit der Psyche, den Selbstwert auf problematische Art und Weise aufrechtzuerhalten und Einstellungen und Lebensentwürfe nicht hinterfragen zu müssen. Entsprechend besteht keine Einsicht in die eigenen Probleme, denn im Gegensatz zu Depressiven suchen Verbitterte die Schuld nicht bei sich, sondern ausschliesslich bei anderen.

Um Verbitterung festzustellen und zu messen, wurde unter der Leitung Znojs der so genannte «Berner Verbitterungsfragebogen» (BVB) entwickelt. Dieses bisher



einziges Messinstrument erfasst vier Aspekte der Verbitterung: leistungsbezogene Verbitterung, emotionale Verbitterung, Pessimismus/Hoffnungslosigkeit und Menschenverachtung. Der BVB wurde bisher in einigen Untersuchungen bei Risikogruppen – Personen, die kritische Lebensereignisse durchgemacht haben – eingesetzt und mit Stichproben aus der Allgemeinbevölkerung verglichen. Die Auswertungen bestätigten die Annahme, dass Menschen wie Querschnittgelähmte, Arbeitslose, Strafgefangene, Dialyse-Patienten und Eltern krebskranker Kinder aufgrund ihrer Lebensumstände tatsächlich häufiger verbittert sind. Alter und Geschlecht haben dagegen wenig Einfluss auf den Grad der Verbitterung. Einzig in Bezug auf den Faktor «Menschenverachtung» zeigen die Männer höhere Werte und Personen zwischen 56 und 75 Jahren sind verbitterter als noch Ältere.

Verbitterung als Knacknuss für Psychologen

Lassen sich die Erkenntnisse der Forschung für die Behandlung von Verbitterten umsetzen? «Es ist einfacher, jemanden von einer Angststörung zu heilen, als einen Verbitterten zu kurieren – eine wahre Knacknuss für Psychologen», stellt Znoj fest. Die Betroffenen sehen das Problem nicht bei sich selbst, lehnen psychologische Hilfe kategorisch ab und versperren sich damit den Weg zur Bewältigung der Kränkung. Falls doch ein Verbitterter den Weg in die psychologische Praxis findet, geht es laut Znoj in erster Linie darum, die Grundüberzeugungen zu hinterfragen und feste Denkmuster umzupolen: «Wenn jemand mehr Gerechtigkeit von der Umwelt erwartet, versucht man, dieser Person zu zeigen, dass sie sich anderen gegenüber

manchmal auch unfair verhält.» Generell sei der beste Schutz vor Verbitterung – wie für viele psychische Störungen – Humor, eine optimistische Lebenseinstellung und die Fähigkeit, sich selbst in Frage zu stellen.

Den momentanen Stand seiner Forschung umreisst Znoj folgendermassen: «Mit dem Berner Verbitterungsfragebogen ist eine Grundlage geschaffen, an die sich je nach Wissensdurst, Bedürfnis und Finanzierungsmöglichkeiten weitere konkrete Untersuchungen anschliessen lassen.» So hat beispielsweise die Unfallversicherung Suva Interesse angemeldet. Laut Ulrike Hoffmann-Richter, Leiterin des Versicherungspsychiatrischen Dienstes der Suva, hat eine grossangelegte Studie zum Ziel, die Gründe für ausbleibende Genesung nach Krankheiten oder Unfällen herauszufinden. Ein Aspekt, der in diesem Zusammenhang untersucht wird, ist die Verbitterung: «Wir erforschen in Zusammenarbeit mit Hansjörg Znoj, wie man Verbitterung rechtzeitig erkennen und was dagegen unternommen werden kann.» So hat Ulrike Hoffmann-Richter bei Gesprächen mit Betroffenen von Arbeitsunfällen gemerkt, dass diese daran leiden, wenn sich der Arbeitgeber nicht angemessen entschuldigt hat. Es ist möglich, dass daraus Verbitterung entstehen kann, die den Heilungsprozess verzögert.

Verbitterung als Zeitphänomen

Es ist wohl kein Zufall, dass ausgerechnet jetzt Psychologen die Diagnose «Verbitterung» stellen. Das bittere Leiden hängt stark mit gesellschaftlichen Umbrüchen zusammen, denen wir heutzutage in verstärktem Mass ausgesetzt sind. «Der von Kulturpessimisten beklagte Wertezusammenbruch ist weniger ein Niedergang als vielmehr eine Veränderung der Vorstellungen und Ansichten», meint Znoj. Unsere

Gesellschaft verlange viel Flexibilität, der nicht alle gewachsen seien. Die rauere wirtschaftliche Realität, die gestiegenen Ansprüche an Beziehungen und eine generelle Verunsicherung führten zu grösserem psychischem Druck, der sich in Verbitterung manifestieren könne. Aber auch wenn das Phänomen «Verbitterung» erst jetzt wissenschaftlich erfasst wird und als Störung offiziell noch nicht anerkannt ist – neu ist es sicher nicht. Bereits Aristoteles schrieb in seiner «Nikomachischen Ethik»: «Verbittert ist der schwer zu Versöhnende, der lange den Zorn festhält; er verschliesst die Erregung in seinem Innern und hört erst auf, wenn er Vergeltung geübt hat.» Damit hat schon der griechische Philosoph das explosive Gemisch der Verbitterung erkannt, das sich im Extremfall in einem Amoklauf entlädt. Die gesamtgesellschaftliche Dimension der Verbitterung lässt sich in einem Gedankenexperiment weiterspinnen: Wenn sich viele Leute aus der Gesellschaft ausgeschlossen fühlen und sich als Verlierer empfinden, können sich diese Verbitterten zu radikalen Gruppierungen zusammenschliessen und der verhassten Gesellschaft Schaden zufügen. Mit diesem spekulativen Modell liessen sich beispielsweise die psychologischen Beweggründe für gewaltbereite Rechtsradikale erklären.

In diesem Sinn: Verbitterung betrifft uns individuell und als Gesellschaft.

Kontakt: Prof. Dr. Hansjörg Znoj, Institut für Psychologie, hansjoerg.znoj@psy.unibe.ch

Revolution am stillen Örtchen

Technische Neuerungen wecken einerseits unsere Neugierde und Sehnsüchte nach einer besseren Zukunft – andererseits stellen sie auch hergebrachte Ordnungen in Frage. Am Beispiel einer Toilette, die den Urin trennt, zeigt eine Umwelt- und Kulturpsychologin, wie sehr diese Faktoren die nachhaltige Nutzung neuer Technologien beeinflussen.

Von Astrid Tomczak-Plewka

Es gibt Verrichtungen, über die wir normalerweise den diskreten Mantel des Schweigens legen. Der Gang zum WC gehört dazu. Nicht umsonst heisst es ja auch das «stille Örtchen». Kirsten Thiemann – ehemalige Doktorandin an der Interfakultären Koordinationsstelle für Allgemeine Ökologie (IKAÖ) der Universität Bern – hat sich mit ihrer Dissertation in diesen Intimbereich vorgewagt: Anhand einer Fallstudie zum NoMix-WC – einer Toilette, die den Urin trennt – hat sie die Frage untersucht, wie man neue Technologien designen und einführen sollte, damit sie möglichst nachhaltig genutzt werden. Auslöser für ihre Untersuchung war ein Projekt der Eawag, dem Wasserforschungsinstitut des ETH-Bereichs: Novaquatis befasst sich mit der Urinseparierung als neuem Element der Abwasserreinigung (s. Kasten, S. 29). Ziel ist es, die im Urin enthaltenen Nährstoffe und Mikroverunreinigungen von den Gewässern fernzuhalten. Für das Projekt Novaquatis wurde das NoMix-WC versuchsweise in einer Gewerbeschule und in vier Wohnungen eines privaten Neubaus installiert. Die Erfahrungen in diesen Pilotprojekten werden in unterschiedlichen Untersuchungen aufgearbeitet. «So bin ich also aufs WC gekommen», sagt die Umwelt- und Kulturpsychologin, «ohne mich speziell für die Technologie der Urinseparierung zu interessieren.»

Man(n) steht

Nachdem sich Thiemann in die Materie vertieft hatte, stellte sie fest, dass das WC erstaunlich interessant sein kann: Hier lassen sich viele Beobachtungen machen, die auch auf andere Alltagsgegenstände übertragen werden können. Eine der wichtigsten Erkenntnisse: «Neuentwicklungen müssen kulturell kompatibel sein, damit sie nachhaltig genutzt werden», sagt Thiemann. Dies zeigte sich in den Privatwohnungen an einem alten Geschlechterthema: Beim eingebauten urintrennenden WC-Modell muss man sich hinsetzen – und zwar auch fürs kleine Geschäft. Dies stellt traditionsgemäss vor allem für einige Männer ein Hindernis dar. In einem Fall führte der Sitzzwang sogar zu Beziehungskonflikten und zu der Forderung, das WC wieder auszubauen.

Frauen verhalten sich im privaten und im öffentlichen Bereich unterschiedlich: Rund die Hälfte setzt sich lieber nicht auf ein öffentliches WC – wegen kulturell geprägter Vorstellungen von Hygiene. Thiemann vermutet dahinter ein Problem mit der Vielfalt an Toiletten. Manche wirken hygienisch, andere eher nicht. «Da bleibt die Gewohnheit bestehen, sich lieber nicht hinzusetzen – obwohl das ökologische WC grundsätzlich auf ein positives Echo stiess», sagt Thiemann. Ihre Schlussfolgerung: Für den Privatwohnbereich sollte eine Wahlmöglichkeit

zwischen verschiedenen Modellen – solchen mit und ohne «Sitzzwang» – angeboten werden.

Die Empfehlung, die einzelnen Produkte im Hinblick auf kulturell relevante Faktoren zu variieren, würde Thiemann übrigens auch für andere Gegenstände des alltäglichen Gebrauchs abgeben, zum Beispiel Handys. «Es gibt viele verschiedene Modelle, die alle eine andere Menüführung haben. Ich muss mich also ziemlich umstellen, wenn ich das Modell einer anderen Firma wähle. Diese Vielfalt wünsche ich aber gar nicht», betont Thiemann. Keine Wahlmöglichkeit gibt es hingegen bei der Ausstattung: Wer mit seinem Handy lediglich telefonieren, es weder als Wecker noch Kalender noch als Übermittler von Kurzbotschaften nutzen will, findet keine einfache Variante.

Informieren – aber nicht zu viel

Allen Vorurteilen zum Trotz: Menschen sind nicht nur Gewohnheitstiere! Wenn sie nämlich an der Entwicklung eines Produkts und seiner Einführung teilhaben, sich damit identifizieren oder davon überzeugen lassen, sind sie bereit, lieb gewonnene Gewohnheiten zu ändern. So wusste beispielsweise ein Paar schon lange vor dem Einbau des WCs über das Experiment Bescheid. Die beiden waren offen für die Neuerung und änderten ihre Gewohnheiten – Absitzen, WC häufiger und anders



Das NoMix-WC.

reinigen – ganz leicht. Andere Studienteilnehmer waren später und teilweise unzureichend informiert worden und reagierten dann eher skeptisch. So bestätigt Thiemanns Untersuchung auch bekannte (Volks-)Weisheiten: Niemand liebt es, vor vollendete Tatsachen gestellt zu werden. «Gerade im Privatwohnbereich wollen die Leute besonders viel Kontrolle haben. Deshalb wäre es ideal, sie vorab zu fragen, ob sie eine solche Neuerung wünschen oder nicht», stellt Thiemann fest. Andererseits wollen die Leute auch nicht mit Informationen «bombardiert» werden. Dies zeigte sich bei den Privathaushalten ebenfalls exemplarisch: Da die Versuchsteilnehmenden in einen Neubau eingezogen waren, der als Plattform für sozial-ökologische Experimente dient, wurden sie mit vielen Informationen über ökologischen Wohnungsbau sowie allen möglichen sozialen Gemeinschaftsaktivitäten konfrontiert. Das Forschungsprojekt zum NoMix-WC brachte dann für einzelne das Fass (beinahe) zum Überlaufen – ein klassischer Overkill. Thiemanns Schlussfolgerung: «Man soll die Leute fragen, ob und in welchem Umfang sie informiert werden möchten.»

Gewissen entlastet, Umwelt belastet

In Mitteleuropa wird etwa ein Drittel des täglichen Trinkwasserverbrauchs von rund 162 Litern die Toilette hinunter gespült. Das

Trenn-WC trägt bei richtigem Gebrauch des Zweitastensystems zu einer Reduktion der Wassermenge bei. Doch der Teufel sitzt im Detail: «Wegen der Vielfalt der Systeme im öffentlichen Bereich merken die Leute oft gar nicht, dass es die Option für eine kleine Spülmenge gibt» sagt Thielmann. «Deshalb kann es sogar zu einem Mehrverbrauch an Wasser kommen.» Und auch in den privaten Testhaushalten benutzten die vier Parteien die kleine Spültaste sehr unterschiedlich. Das vorher genannte Paar hatte mit 68 % den grössten Spareffekt, eine Kleinfamilie mit 22 % einen eher geringen. Doch eines war allen gemeinsam: Die Wasserersparnis ging mit der Zeit zurück. Für Kirsten Thiemann ist das ein typisches Phänomen: «Allein das Ding an sich zu besitzen, entlastet womöglich bereits das Gewissen. Da muss man es mit dem wirklichen Sparen nicht mehr so genau nehmen.» In der Wissenschaft nennt man dieses Phänomen den «Rebound-Effekt»: Das Wissen um die Effizienz neuer technischer Produkte trägt dazu bei, dass wir sie häufiger und intensiver nutzen. Das kann zu einem Null-Effekt führen. Man benutzt beispielsweise Sparlampen, lässt sie aber länger brennen. Oder man kauft sich ein Auto mit geringem Treibstoffverbrauch, fährt aber öfter damit herum. Um diesem Effekt beim WC entgegen zu wirken, empfiehlt Thiemann eine «prozesshafte

Regulationsmöglichkeit» beim Spülen – beispielsweise einen Drehknopf, mit dem man die Wassermenge noch im Moment des Drehens reduzieren kann: Wer den Hahn voll aufdreht, realisiert intuitiv, dass viel Wasser läuft. Wer hingegen eine grosse Taste drückt, muss sich erst im Kopf vergegenwärtigen, dass jetzt der Verbrauch höher ist. Für die Forscherin ist das eine Zeiterscheinung: «Lange Zeit galt der Computer als eine Metapher des menschlichen Gehirns. Zusehends habe ich den Eindruck, dass unser Gehirn zur Metapher des Computers wird. Vielerorts müssen wir Knöpfe bedienen und einen rationalen Entscheid zwischen Variante A, B oder C treffen», erklärt sie. Dies sei aber der menschlichen Natur, die eben kein Computer ist, nicht angemessen.

Praktisch, stabil, alltagstauglich

Gerade bei alltäglichen Gebrauchsgegenständen ist es nach Thiemann zudem wichtig, dass sie praktisch und stabil sind. Eine auf den ersten Blick banale Feststellung, die aber beim Produktdesign nicht immer berücksichtigt wird. Die WC-Modelle, die in den beiden Testsettings eingebaut wurden, erwiesen sich beispielsweise für Frauen und Kinder als unbequem. «Der Prototyp wurde offenbar mit Männern getestet», vermutet Thiemann. Damit das NoMix-WC besser akzeptiert

werde, müssten aber Modelle erhältlich sein, die auch für Frauen und Kinder (oder allenfalls für Kleinkinderaufsätze) tauglich sind. Zudem führten Risse im Porzellan dazu, dass man die WCs teilweise wieder auswechseln musste und einzelne Untersuchungsteilnehmerinnen beklagten auch den grösseren Putzaufwand. All dies zusammen konnte auch ökologisch interessierte Personen demotivieren.

Der Mahnfinger nützt nichts

Manchmal werden Nachteile in Kauf genommen, wenn die Vorteile überwiegen. Im Beispiel des NoMix-WCs wäre das beispielsweise die Wasser-Ersparnis oder das Bewusstsein, ökologisch zu handeln. Der letzte Punkt war für eine Testperson sehr wichtig: Der Mann hatte sich bereits im Vorfeld intensiv mit der Idee der Urinseparierung auseinander gesetzt. Mit der Zeit liess jedoch seine Begeisterung fürs WC etwas nach – vermutlich vor allem deshalb, weil die Trennung des Urins keinen unmittelbaren Nutzen hat. In der Schweiz wird Urin (noch) nicht wiederverwertet. In einem Ökodorf in Schweden hingegen hat man mit dem aufbereiteten Urin Pflanzen gedüngt, die dann sichtbar besser gediehen. Für die dortigen Untersuchungspartner war das eine sehr motivierende Erfahrung. Damit ist auch das grundlegende Problem vieler «ökologischer» Technologien angesprochen: Der Effekt ist oft nicht unmittelbar spür- oder sichtbar. Wer aufs Auto verzichtet, kann deshalb

nicht besser atmen. Umso wichtiger ist laut Thiemann der Grundsatz: «Man kann nie alle Menschen von einer ökologischen Neuerung überzeugen und es nützt nichts, sie erziehen oder überreden zu wollen. Aber jene, die sich gerne dafür entscheiden, brauchen ein Produkt und ein Umfeld, das ihre Motivation dauerhaft stützt.»

Auch wenn das NoMix-WC noch rund doppelt so viel wie eine herkömmliche Toilette kostet, bleibt Thiemann zuversichtlich: «Wenn einige dieser Anregungen umgesetzt werden, könnte eine kleine Revolution die stillen Örtchen im Lande erfassen.»

Kontakt: Kirsten Thiemann, ikaoe@ikaoe.unibe.ch

Finanzierung: Nationalfonds (Projekt 11114-065368.01/1) und IKAÖ

Kooperationen: Prof. Dr. Christian G. Allesch, Lehrstuhl für Entwicklungspsychologie an der Universität Salzburg in Österreich, www.uni-salzburg.at/psy/people/allesch
Prof. Dr. Alfred Lang em., Lehrstuhl für Spezielle Psychologie an der Universität Bern, www.psy.unibe.ch/lukpl/langpapers/index.htm
Projekt Novaquatis der Eawag, www.novaquatis.eawag.ch

Besserer Gewässerschutz

Das integrative Forschungsprojekt «Novaquatis» befasst sich mit der Urinseparierung. Ziel ist es, den Gewässerschutz bezüglich Nährstoffen und Mikroverunreinigungen zu optimieren und Nährstoffkreisläufe zu schliessen. Obwohl der Urin nicht einmal ein Prozent des Abwasservolumens ausmacht, ist er für den Grossteil der Nährstoffe im Abwasser verantwortlich. Auch Mikroverunreinigungen – wie Pharmazeutika und hormonaktive Substanzen aus dem menschlichen Körper – gelangen via Urin ins Abwasser. Mit der Urinseparierung würde die Nährstoff-Elimination in der Kläranlage in den meisten Fällen überflüssig, und strengere Grenzwerte für Phosphor könnten mit geringerem technischen Aufwand eingehalten werden. Ein weiterer Aspekt ist die Wiederverwertung von Urin: Ihn zu sammeln und auf die Felder auszubringen ist eine althergebrachte Praxis. Sie wird sogar heute noch angewendet, zum Beispiel in China.

Novaquatis ist ein Projekt der Eawag, (Wasserforschungsinstitut ETH-Bereich). Novaquatis besteht aus acht Arbeitspaketen. Am Projekt beteiligt sind Vertreterinnen und Vertreter der Soziologie, Ökonomie, Natur- und Ingenieurwissenschaften. Es bestehen enge Zusammenarbeiten mit der Sanitärindustrie, den lokalen Behörden und dem Schwellenland China. www.novaquatis.eawag.ch.



Nachdenken über den Tanz

Tanz ist gelebte Körpersprache. Christina Thurner übersetzt diese Sprache in Worte. Sie ist die erste Professorin für Tanzwissenschaft in der Schweiz.



Von Marcus Moser

Christina Thurner – haben Sie getanzt, als Sie als erste Professorin der Schweiz für Tanzwissenschaft an die Universität Bern berufen wurden?

(Lacht) Ja!

Wie?

Ein kleiner privater Freudentanz.

Damit wären wir bei einer Funktion, die Tanz haben kann: dem Ausdrücken von Gefühlen...

...Ja, und bereits bei einem ersten Missverständnis: Dass Professorinnen für Tanzwissenschaft tanzen können müssen. Meine Aufgabe besteht eben darin, über den Tanz nachzudenken. Ich habe nie professionell getanzt.

Dann sind Sie eine Quereinsteigerin.

Genau, wie viele in diesem Bereich. Ich habe ursprünglich Germanistik studiert und daneben elf Jahre lang als Journalistin über Tanz geschrieben. Das hat meine Wahrnehmung enorm geschult. Ausserdem stand ich jedes Mal vor der Aufgabe, die nonverbale Tanzkunst in den Bereich des Wortes überführen zu müssen und das Gesehene so zu reflektieren. In meiner Habilitationsarbeit konnte ich dann die beiden Sphären Tanz und Wissenschaft ideal verbinden und mein philologisch-textkritisches Handwerk auf die nonverbale Tanzkunst beziehen.

Das ist die erste Professur für Tanzwissenschaft in der Schweiz und sie ist an der Universität Bern.

Warum gerade hier?

Angesiedelt ist die Professur am Institut für Theaterwissenschaft, auch das ist ja eine Spezialität der Universität Bern. Und da es sehr viele Zusammenhänge

zwischen Theater und Tanz, zum Beispiel in der Performance-Art gibt, ist diese Einbettung der Tanzwissenschaft hier in Bern nahe liegend und ideal.

Damit möchte ich den geografischen Akzent verschieben – Sie haben die einzige Professur für Tanzwissenschaft in der Schweiz.

Da müssen wir jetzt die Wissenschaft unterstreichen: Die Tanzwissenschaft hat im deutschsprachigen Raum noch keine grosse Tradition. Es gibt Professuren in Salzburg, Berlin und Leipzig. Die sind aber alle relativ jung. Im angelsächsischen Raum dagegen ist die Tradition älter. Für die praktische Ausbildung soll es in der Schweiz ausserdem künftig an Fachhochschulen Professuren für Tanz geben. In institutioneller Hinsicht sind die Dinge mittlerweile also etwas in Bewegung gekommen.

Bevor wir uns das angelsächsische Beispiel ansehen – warum fehlt die Tradition für die Tanzwissenschaft im deutschsprachigen Raum?

Das liegt auch an der Tanzszene selber: Sie hat sich lange Zeit gegenüber einem In-Worte-Fassen ihrer emotional-bewegten Ausdruckskunst verschlossen. Der Tanz wollte keine verbale, auch über Reflexion und Analyse vermittelte Kunst sein. Durchaus im Unterschied zu den Bereichen Musik und bildende Kunst, wo die Akteurinnen und Akteure früher auf Erkenntnisgewinn durch Nachdenken hofften.

Woran liegt das?

Wenn man sich Traktate und Schriften über Tanz ansieht, stösst man immer wieder auf den Mythos, dass Tanz sich über Gefühle mitteilt und universell verständlich sei. Gewissermassen vom bewegten Körper der Tänzerinnen und Tänzer zum bewegten Körper der

*Wenn man sich Traktate und
Schriften über Tanz ansieht,
stösst man immer wieder auf
den Mythos, dass Tanz sich über
Gefühle mitteilt und universell
verständlich sei.*

Christina Thurner

Zuschauer; jedenfalls sicher nicht über den Intellekt. Der Tanz hat an diesem Mythos festgehalten und sich damit gegen bestimmte Formen der Reflexion – und letztlich gegen eine wissenschaftliche «Akademisierung» gewehrt.

Der Mythos hat also gesagt: Wenn du als Mensch berührungsfähig bist, dann berührt dich Tanz und dann verstehst du ihn.

In dieser Art, ja. Aber berührungsfähig durch Tanz ist man eben nicht von einer gewissen Gefühlskonstellation her, sondern weil man in einem bestimmten Kontext steht. Die Berührungsfähigkeit ist kulturell und historisch geprägt. Und die Kenntnis dieser Codes ist die Voraussetzung für das Verständnis des jeweiligen Tanzes. Diese Codes kann man untersuchen und aufdecken.

Wenn wir auf die Einstiegsfrage zurückkommen: Ihrer Freude mit einem Freudentanz Ausdruck verleihen, das können die meisten Menschen. Aber das hat nichts mit künstlerischem Tanz zu tun.

Hier werden die Unterscheidungen natürlich wichtig: Es gibt eben eine Ausdrucksstufe im Tanz, die den meisten Menschen zugänglich ist. Das gehört zu unserer anthropologischen Grundausstattung. Aber bereits Volkstänze sind kulturelle Errungenschaften und nur aus einer bestimmten Tradition heraus verständlich. Das gilt natürlich genau so für die verschiedenen Ausprägungen des künstlerischen Bühnentanzes.

Dem Tanz fehlt eine standardisierte Notation, im Gegensatz zur Musik. Ist das fehlende Aufzeichnungssystem mit ein Grund für die verspätete Akademisierung?

Gewiss. In der Musik hat man sich irgendwann darauf geeinigt, wie sie notiert werden soll. Im Tanz gibt es über fünfzig Notationsweisen, die teilweise nebeneinander bestanden; nur wenige haben sich etwas breiter durchgesetzt. Als Folge fehlen also – jedenfalls was den historischen Tanz angeht – entsprechende Dokumente, die man studieren kann. Das hat sich mit der Möglichkeit der Videoaufzeichnung in den letzten Jahrzehnten natürlich stark verändert.

In der Geschichtswissenschaft gibt es die Tradition der «oral history», der mündlich überlieferten Geschichte. Gibt es etwas Ähnliches im Tanz?

Ja. Es gibt im Tanz direkte Formen der «Vererbung», der Weitergabe eines Stücks von einer Tänzerin, einem Tänzer zur nächsten. Das wäre dann gewissermassen eine «physical history». Diese Form der persönlichen Weitergabe spielt im klassischen Tanz eine wichtige Rolle: Häufig werden Choreografien von Generation zu Generation so weitergegeben.

Wie?

Ein bekanntes Beispiel ist der Choreograf George Balanchine, der seine Choreografien jeweils der Ballerina geschenkt hat. Will eine Company nun ein Stück von Balanchine aufführen, muss die jeweilige Ballerina damit einverstanden sein und die Choreografie anleiten. Nur sie kennt die Choreografie und ist damit Trägerin dieser spezifischen Form von «physical history».

Im angelsächsischen Raum ist die Tanzwissenschaft gut verankert. Ausserdem scheint dort auch die Theorie mit der Praxis des Tanzes enger verbunden zu sein.

Meine Aufgabe besteht eben darin, über den Tanz nachzudenken. Ich habe nie professionell getanzt.

Christina Thurner



Ja, ich habe das bei einem Forschungsaufenthalt an der University of Surrey (GB) selber erlebt. Das Seminar zum Thema Choreografie war zweigeteilt: Die eine Hälfte war klassisch im Seminarraum. Die andere jedoch fand in einem Probelokal mit Tanzteppich statt. Was vorher theoretisch vermittelt wurde, wurde anschliessend praktisch erprobt. Diese Art einer praktischen Reflexion ist in England selbstverständlich.

Sind solche Verbindungen für Sie auch erstrebenswert?

Diese Verbindung interessiert mich stark. Ich habe eben eine Vorlesung zur Tanzgeschichte als «lecture-performance» durchgeführt. Ich stand gemeinsam mit dem Tänzer Footwa d'Imobilité auf der Bühne und wir haben mit unseren jeweiligen Mitteln Epochen der Tanzgeschichte thematisiert: Ich, indem ich auf den Kontext verwiesen habe; er, indem er von seinen tänzerischen Erfahrungen mit den jeweiligen Aspekten erzählte und die spezifischen Bewegungen auch zeigte.

Das Beispiel aus England geht indes weiter: dort werden die Studierenden aktiv beteiligt.

Ich selber pflege eben einen eher analytischen Zugang zum Tanz. Meine Assistentin ist jedoch Tänzerin, und wir suchen gemeinsam nach Formen, welche die Studierenden auch physisch aktiv mit einbeziehen sollen.

Neben das intellektuelle Lernen träte so ein Körperlernen...

Genau. Der Körper denkt auch, aber auf seine Art. Bei einer Choreografie kann ich mir nicht jeden Schritt erst überlegen. Ich muss es ausprobieren, es tun, damit sich daraus eine Körpererfahrung ergibt. Und die ist dann gespeichert und kann wieder abgerufen werden. Dieses

Vorgehen ist im professionellen Tanz gängig: Der Choreograf macht einen Bewegungsablauf vor, die Tänzer machen es nach und kennen den Bewegungsablauf dann. Aber das braucht eine jahrelange Lernerfahrung, da diese Art von Bewegungslernen bei uns keinen grossen Stellenwert hat.

Im Sportunterricht lernen Kinder den Purzelbaum. Plädieren Sie für weitergehende Formen von Bewegungslernen?

Ja, das würde ich mir wünschen. Damit würde generell der Stellenwert komplexer Bewegungsformen gestärkt. Wenn neben Sport auch Formen des musischen Tanzes vermittelt würden, könnten bereits Kinder auch andere Körpererfahrungen machen.

Kontakt: Prof. Dr. Christina Thurner, Institut für Theaterwissenschaft, christina.thurner@itw.unibe.ch

Christina Thurner studierte Germanistik, Pädagogik und Geschichte in Zürich und Berlin. Von 1997 bis 2007 arbeitete sie als wissenschaftliche Assistentin am Deutschen Seminar der Universität Basel, wo sie 2001 promovierte. Die Habilitation zum doppelten Diskurs der Bewegung in Tanztexten von 1700 bis 1900 wurde vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützt. Neben ihrer Forschungstätigkeit arbeitete Thurner als Tanzjournalistin, vor allem für die «Neue Zürcher Zeitung». Seit Anfang März 2007 ist Christina Thurner Assistenzprofessorin für Tanzwissenschaft an der Universität Bern.



Sie holt Menschen aus der Versenkung

Sie sorgt dafür, dass Menschen nicht in Vergessenheit geraten: Franziska Rogger, Archivarin der Universität Bern.



Von Astrid Tomczak-Plewka

Franziska Rogger steht unter scharfer Beobachtung. Wenn die Uni-Archivarin während der Arbeit an ihrem Pult – einem altmodischen, braunen, schon etwas abgenutzten Möbelstück – den Kopf ein wenig hebt, fällt ihr Blick auf eine Galerie streng dreinblickender Herren: Historische Abbildungen ehemaliger Professoren der Universität Bern. Darüber Scherenschnitte von Studenten aus dem 19. Jahrhundert – ihre Pose ist etwas lockerer. Die Herren erfüllen eine ganz banale Funktion: «Ich wollte lediglich die grössten Flecken auf der Wand überdecken», sagt Franziska Rogger lakonisch. Und ganz links an der Wand hängen zwei Aufnahmen, welche die männliche Vorherrschaft durchbrechen: Ein Gruppenbild des kämpferisch-feministischen Studentinnenvereins aus dem Jahr 1903 und drei Medizinstudentinnen mit ihren Velos (1902). Die Bilder sind kein Zufall: Franziska Rogger hat sich intensiv mit Frauenschicksalen auseinandergesetzt. Ihr Buch «Der Doktorhut im Besenschrank» zeichnet die spannende Geschichte der ersten Frauen – grösstenteils Russinnen – an der Universität Bern nach. Und in «Einsteins Schwester» wirft sie einen differenzierten Seitenblick auf das Jahrhundertgenie.

Wer lediglich das Mobiliar, den abgetretenen Parkettboden, die braunen Aktenschränke, die grauen Archivboxen, das beige Tischtelefon sieht, könnte leicht den gängigen Vorurteilen über Archivarbeit erliegen: Verstaubt, langweilig, rückwärtsgewandt. Franziska Rogger sieht es anders: «Meine Leidenschaft gilt der Forschung. Und dann stelle ich mir vor, wie sich jemand freut, wenn er endlich das findet, wonach er lange gesucht hat.» Rund ein Drittel ihres 50-Prozent-Pensums nehmen Anfragen aus dem In- und Ausland in Anspruch – beispielsweise jener Forscherin, die an Rogger gelangte, um Auskunft zu einer Russin zu bekommen, die einst in Bern studiert hatte. Franziska Rogger wurde fündig, lieferte Fotokopien aus dem Matrikelbuch sowie weitere biographische Daten. Ein weiteres Drittel gilt dem eigentlichen Archivieren: dem

Sammeln und Erfassen von Akten aus der Universität, Sitzungsprotokolle, Reglemente, Immatrikulationen und weiteres. Die Archivarin ist für das Sichten dieser Dokumente zuständig, aufbewahrt werden sie dann im Staatsarchiv am Falkenplatz. «Ich schaffe lediglich den Zugang zu den Originaldokumenten», betont Franziska Rogger. Im Klartext: In den Aktenschränken und Regalen in ihrem Büro finden sich alte Datenbanken und biographische Register, Lexika, Nachschlagewerke und so genannte Grauliteratur (unveröffentlichte Arbeiten). Heute werden die Daten natürlich digital aufbereitet. Aber die erfassten Informationen reichen weit zurück – genau bis ins Jahr 1528. In dem Buch «Hohe Schule» sind alle Professoren aus dieser Zeit verzeichnet. Seit dem Jahr 1805 liegen alle Matrikeln und damit die Grunddaten der Studierenden vor. Bis zum Ersten Weltkrieg sind diese online verfügbar, spätere Informationen unterliegen dem Datenschutz und sind deshalb nicht digitalisiert.

«Sich in die Gegenwart klinken»: So nennt Franziska Rogger das letzte Drittel ihrer Arbeitszeit – diverse Tätigkeiten, etwa Vorträge halten, kleinere Artikel schreiben. Dabei kommt ihr zugute, dass sie keine Schreibhemmung hat. Ihre ersten Berufserfahrungen hat die Emmenbrückerin als «Feld-, Wald- und Wiesensjournalistin» in Luzern gesammelt. Und noch heute sagt sie von sich, dass sie «mehr Journalistin als Historikerin» ist. Doch dann begann in Luzern das grosse Zeitungsterben, Franziska Roggers Partner war beruflich in Bern engagiert. Als 1982 die Anfrage der Universität Bern kam, im Hinblick auf das 150-Jahr-Jubiläum der Alma Mater die Geschichte der Universität zu erforschen und zu publizieren, war deshalb ihr Entschluss klar. 1987 wurde am Historischen Institut die Archivstelle geschaffen – zunächst mit einem Beschäftigungsgrad von einem Viertel, später von einem Drittel. 1989 übernahm Franziska Rogger – mittlerweile Mutter von zwei Buben – den Posten. «Man ging davon aus, dass eine Frau mit zwei Kindern bei einem niedrigen



Pensum nicht gleich wieder davonläuft», sagt sie. Erst ein Kollege, der in den USA tätig war, machte sie auf den diskriminierenden Charakter dieser Aussage aufmerksam. «Und eigentlich hatte er Recht», sagt Franziska Rogger. «Bei einem Mann wäre das private Umfeld gar nicht in den Entscheid miteinbezogen worden.» Franziska Rogger aber war froh, dass sie ab und zu vor dem tobenden «Kindersturm» zu Hause in die Stille ihres Büros fliehen konnte, wie sie freimütig einräumt. Obwohl die Frau mit dem krausen Haarschopf nicht den Eindruck macht, dem Ansturm einer Kinderschar nicht gewachsen zu sein. Stets ist sie in Bewegung – sei es mit ihren Gedanken, sei es mit ihrem Körper. So steht sie während des Gesprächs auch einmal unvermittelt auf, rückt den Bürostuhl zurecht, entfernt gedankenverloren Fussel vom gepolsterten Sitz.

Eigentliche Pionierarbeit: Das stand am Beginn ihrer Tätigkeit als Archivarin. Zwar existierte bereits von 1902 bis 1969 ein Hochschularchiv, zuerst unter der Leitung eines Geschichtsprofessors; später hatte der jeweilige Rektoratssekretär dieses Amt inne. 1969 wurde jedoch der grössere Teil der damals schon älteren Fakultäts- und Rektoratsakten ins Staatsarchiv abgeliefert. Weitere Akten wurden in einen Keller gestopft oder gar vernichtet. Auf den neuen Archivaren, respektive die neue Archivarin wartete also viel Arbeit. Die Mittel waren bescheiden – so bescheiden, dass manchmal ein Mitglied der Archivkommission eine Schachtel zur Aufbewahrung von Dokumenten vorbeibrachte. Noch heute stehen Zeugnisse dieser Zeit in Roggers Büro, das sich seit dem Einzug des Historischen Instituts in die Unitobler an der Baltzerstrasse 4 befindet: Schwarze Kartonordner, die einen fast antiquarischen Charakter haben und schmuck wirken. «Sie machen sich doch noch gut, oder?», meint Rogger halb ironisch. In Wirklichkeit hat sie damals aus der Not eine Tugend gemacht und gebrauchte Ordner mit neuen Etiketten versehen. Nach und nach wurde die Archivstelle zum heutigen 50-Prozent-Job ausgebaut und Franziska

Rogger kann – beispielsweise für den Internetauftritt oder bibliothekarische Arbeiten – die Dienste einer Fachkraft in Anspruch nehmen.

Seit 25 Jahren steht Franziska Rogger jetzt im Dienst des Kantons Bern. Fast erschrickt sie selber ein bisschen, als sie nachrechnet. Doch dann siegt ihr Pragmatismus: «Am Anfang ist die Universität ein grosser Dschungel. Es hilft, wenn man die Leute kennt», sagt die 58-Jährige mit einem listigen Lächeln. Und so wird sie der Alma mater wohl noch einige Jahre erhalten bleiben. Schliesslich geniesst sie ihre Freiheit und die Synergien, die sie dank ihres Jobs an der Universität für ihre eigenen (publizistischen) Projekte nutzen kann. Gerade ist sie mit einer Gelehrtenbiographie beschäftigt, einem Menschen «zwischen Genie und Hochstapelei». Mehr verrät sie nicht, «weil die Informationen zu dieser Person sehr gefragt sind», wie sie mit einem Anflug von Geheimniskrämerei und einem Funkeln in den Augen sagt.

Eigentlich wacht Franziska Rogger über den grössten Schatz der Universität – modern ausgedrückt: den «Human resources». Sie sorgt dafür, dass die Menschen, die hier einst gelebt und gewirkt haben, nicht in Vergessenheit geraten. Das ist ihre Mission – wenn sie es selber wohl auch nicht so pathetisch ausdrücken würde. Aber wenn es heute in der Länggasse einen Weg gibt, der den Namen einer europäischen Pionierin trägt, ist das Franziska Roggers Verdienst. Sie hat die Philosophin Anna Tumarkin (1875–1951), Berns erste Professorin (1906), aus der Versenkung geholt. «Man muss sich entscheiden, ob man ein interessantes oder ein bequemes Leben haben will», sagt Rogger. Sie hat sich für die herausfordernde «Doppelbelastung» – Beruf und Familie – entschieden. Auch wenn das heisst, in einem etwas in die Jahre gekommenen Kämmerchen unter den Blicken gestrenger Herren zu wirken.

Kontakt: Dr. Franziska Rogger, Universitätsarchiv, Baltzerstrasse 4, 3012 Bern, franziska.rogger@bibl.unibe.ch

Claude Longchamp, als Politikwissenschaftler und Umfrageforscher tätig, ist Leiter des Forschungsinstituts gfs.bern (Forschung für Politik, Kommunikation und Gesellschaft) am Berner Hirschengraben 5. Er hat in Zürich und Bern Geschichte studiert und betätigt sich seit zwei Jahren wieder als Stadtwanderer von Bern.
www.stadtwanderer.net/blog

Die hier geäußerte Meinung muss nicht der Auffassung von Redaktion oder Universitätsleitung entsprechen.



Geschichte: Die Vermittlung ist gefragt!

Von Claude Longchamp

Bern hatte im Frühling zwei Grossanlässe, die sich mit Geschichte befassten. Doch blieben der erste Schweizer Geschichtstag und die Museumsnacht unverbunden. Leider!

Historikertage hat die Schweiz schon lange. Seit diesem Jahr hat sie auch einen Schweizer Geschichtstag. Die Schweizerische Gesellschaft für Geschichte und das Historische Institut der Universität Bern veranstalteten ihn gemeinsam. Rund 500 Historikerinnen und Historiker nahmen teil – ein Drittel davon als Vortragende. An der Museumsnacht nur eine Woche später präsentierte die Stadt Bern ihre zahlreichen Museen, Ausstellungen und Bibliotheken. Und es kamen rekordverdächtige 100 000 Geschichtsinteressierte.

Auf jede aktive Forscherin und jeden aktiven Forscher am Geschichtstag gäbe es demnach nur schon in Bern 200 Geschichtsinteressierte!

Die Gründe für die Nachfrage analysierte am Schweizer Geschichtstag Hermann Lübbe. Heute würden im Verlaufe eines Jahres mehr Menschen einmal in ein Museum als zu einem Fussballspiel gehen. Jedes achte Haus in einer Stadt stehe unter Denkmalschutz. Und die Bestsellerlisten der Magazine seien gespickt mit historischen Werken. Geschichte boomt also, fasste der emeritierte Philosophie-Professor zusammen. Das sei so, weil sich die Gegenwart so schnell ändere. Je rascher sie das tue, umso mehr brauche es Geschichte, die kompensiere.

Die Profi-Historikerinnen und -Historiker liessen sich diese Provokation nicht bieten. Sie seien keine Psychotherapeuten einer neurotischen Gesellschaft. Valentin

Gröbner, der junge Mediävist aus Luzern, konterte umgehend. Geschichte sei nicht da, um Abstammungslehren zu verbreiten. Es brauche sie auch nicht, um verschüttete Identitäten zu pflegen. Sie habe vielmehr die Aufgabe, sich dem Fremden zuzuwenden, das in der Vergangenheit stecke. Das interessiere per se, weshalb die Geschichte keine Mission, aber eine Aufgabe habe: Sie solle prüfen, was an den Geschichten zur Vergangenheit stimme und was nicht.

Genau das machte am Historikertag ein bemerkenswerter Workshop zur Nationalgeschichte. Keiner zitierte da noch «1291» oder was danach kam. Und niemand mehr bezog sich auf das liberale Selbstverständnis der Schweizer Geschichte aus dem 19. Jahrhundert. Vielmehr debattierten zahlreiche Männer und Frauen, Schweizer wie Europäerinnen munter über den Gebrauch von Geschichte. Nationalgeschichte, von der eigenen Nation für die eigene Nation geschrieben, sei missbraucht worden. Deshalb sei die Wissenschaft auf Distanz gegangen. Nationalgeschichten interessierten heute vor allem im Vergleich. Auf welchen Gemeinsamkeiten in Kultur, Gesellschaft und Wirtschaft gründen die europäischen Nationen? Was sind die Muster vom Eigenen und Fremden, die dadurch entstehen? Das Diskutierte war fruchtbarer als alles, was ich hierzu im Geschichtsstudium gehört hatte.

Auch das hat seinen Grund: Die Geschichtsproduktion der Schweiz lässt sich wieder sehen: Das «Historische Lexikon» ist weit fortgeschritten und jetzt schon eine Fundgrube geprüfter Information zum Vergangenen. Vorbildliche Gesamtdarstel-

lungen der Schweizer Geschichte gibt es zwischenzeitlich nicht nur in jeder Sprache, sondern auch in jedem Format. Und die zahllosen neuen Kantons-, Stadt- und Dorfgeschichten sind ein eigentliches Kaleidoskop der Entwicklungswege des Lokalen im Nationalen.

Doch stellte sich genau da die bange Frage: Hat die Geschichtsvermittlung mit der Geschichtsproduktion Schritt gehalten? So gut es am ersten schweizerischen Geschichtstag gelungen ist, die Fortschritte in der Forschung zu zeigen, so bedenklich war die Form ihrer Vermittlung. Geschichtsdidaktik wurde flugs an die Mittelschulen delegiert; sie wäre aber gerade in jedem anderen Forum nötig gewesen. Zu vieles, das vorgetragen wurde, war introvertiert und für Aussenstehende unerheblich. Zu wenig davon war auf Kommunikation und nicht nur am Kollegen, an der Konkurrentin ausgerichtet. Da ist man noch wenig weit vom traditionellen Historikertag entfernt.

Vom zweiten Schweizer Geschichtstag erwarte ich gerade in der Geschichtsvermittlung mehr. Eigentlich sollten alle Teilnehmenden die Aufgabe erhalten, ihre Geschichte so zu erzählen, dass sie 200 Menschen inspirieren können. Denn so viele Geschichtsinteressierte hätte es an der Museumsnacht im gleichen Bern gehabt, in dem der Schweizer Geschichtstag stattfand.

Qualitätsprüfung nach Innen ist für die Geschichtswissenschaft essenziell. Reflektierte Inspiration des Geschichtsbewusstseins ist für den nächsten Geschichtstag angesagt!

Kontakt: Claude Longchamp, gfs.bern, claudelongchamp@gfsbern.ch



Wir sind Ihr Link zur Universität

Abteilung Kommunikation

Interessieren Sie sich für Aktivitäten der Universität Bern? Suchen Sie eine Expertin für ein Interview oder eine bestimmte Studie?

Die Abteilung für Kommunikation ist das Kompetenz- und Dienstleistungszentrum für alle Kommunikationsbelange der Universität Bern.

Wir geben Auskunft und vermitteln Kontaktpersonen. Wir sind die Anlaufstelle für Medienschaffende, Organisationen und Private.

Wollen Sie mehr wissen?

Sie finden uns im Hauptgebäude der Universität, Hochschulstrasse 4, 3012 Bern.

Unsere Öffnungszeiten während des Semesters sind Montag bis Freitag, 8.30 bis 12.00 Uhr und 14.00 bis 17.00 Uhr.

Telefon +41 (0)31 631 80 44
Fax +41 (0)31 631 45 62
kommunikation@unibe.ch

Weitere Informationen finden Sie auf unserer Website unter www.kommunikation.unibe.ch

u^b

**UNIVERSITÄT
BERN**

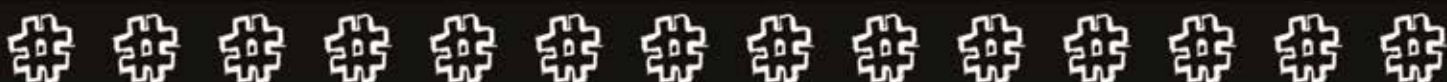


SCROGGIN

SWISS STUDENT PACK



www.scroggin.info





Der akademische Triumphzug der Ökonomie

Anglizismen und ökonomisches Rezeptwissen prägen die Debatten über gesellschaftliche Entwicklungen – auch an Hochschulen. Das vorliegende Buch schildert den Niedergang der traditionellen Staatswissenschaften und den Triumphzug einer internationalisierten Ökonomie: die Konkurrenz der Fächer und Disziplinen um Status, Studierende, finanzielle Ausstattung und Forschungsmittel.

Konkurrierende Deutungen des Sozialen. Geschichts-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften im Spannungsfeld von Politik und Wissenschaft

Claudia Honegger, Hans-Ulrich Jost, Susanne Burren, Pascal Jurt – 2007. 416 S., geb. CHF 48.–, Chronos Verlag Zürich, ISBN 978-3-0340-0766-5.



Vom Nutzen der universitären Bildung – ein Blick ins späte Mittelalter

Universitäten spielten eine tragende Rolle bei der Professionalisierung verschiedenster Tätigkeitsbereiche und der Entstehung moderner Staatlichkeit ab dem späten Mittelalter. Die vorliegende Untersuchung erforscht anhand von Personendaten die gesellschaftliche Relevanz und den Nutzen akademischen Wissens.

Bildungswege – Lebenswege.

Universitätsbesucher aus dem Bistum Konstanz im 15. und 16. Jahrhundert. Beat Immenhauser – 2007. 632 S., geb., 70 Abb., Graphiken, Tab., 12 Karten, CHF 98.–, Schwabe Verlag Basel, Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte. ISBN 978-3-7965-2286-4.



Überschwemmungen: Die Lehren aus der Geschichte

Hochwasserkatastrophen sind keine Ausnahme-Erscheinung unseres Jahrhunderts. Der Berner Umwelthistoriker Guido N. Poliwoda hat untersucht, wie im vor- und frühindustriellen Sachsen auf die wiederkehrenden Überschwemmungen reagiert wurde, mit speziellem Augenmerk auf den Lernprozessen im Umgang mit Naturkatastrophen. Er stellt fest, dass für heutige Probleme bereits damals Lösungen gefunden wurden.

Aus Katastrophen lernen. Sachsen im Kampf gegen die Fluten der Elbe 1784 bis 1845.

Guido Nicolaus Poliwoda – 2007. 295 S., geb., 24 s/w-Abb. CHF 65.20, Böhlau Verlag Köln Weimar Wien, ISBN 978-3-412-13406-8.



Nachhaltige Wissenschaft

Der Klimawandel bewegt die Gemüter. Bereits seit 20 Jahren befasst sich die Allgemeine Ökologie an der Universität Bern mit der Beziehung zwischen Mensch und Natur und gibt Impulse für Wissenschaft und Gesellschaft. Die Festschrift zum 60. Geburtstag von Ruth Kaufmann-Hayoz, Direktorin der Interfakultären Koordinationsstelle für Allgemeine Ökologie (IKAÖ), geht diesen Innovationen nach.

Allgemeine Ökologie. Innovationen in Wissenschaft und Gesellschaft.

Festschrift für Ruth Kaufmann-Hayoz Antonietta Di Giulio, Rico Defila, Thomas Hammer, Susanne Bruppacher (Hrsg.) – 2007. 408 S., geb., mit Cartoons, CHF 58.–, Haupt Verlag Bern, ISBN 978-3-258-07214-2.



Patienten reden mit

Der Ausschluss der Komplementärmedizin aus der obligatorischen Grundversicherung der Krankenkassen treibt die Diskussion um Macht in der Medizin voran. Die Autoren erörtern die Veränderung der paternalistischen Beziehung vom Arzt zum Patienten in ein Arbeitsbündnis aus verschiedenen Blickwinkeln.

Medizin und Macht. Die Arzt-Patienten-Beziehung im Wandel: mehr Entscheidungsfreiheit?

Komplementäre Medizin im interdisziplinären Diskurs Bd.11 Brigitte Ausfeld-Hafter, Peter Heusser, André Thurneysen, Lorenz Fischer – Kollegiale Instanz für Komplementärmedizin der Uni Bern (Hrsg.) – 2007. 204 S., broschiert, CHF 59.–, Peter Lang Verlag Bern, ISBN 978-3-03911-262-3.



Bangladesch: Wer ist verantwortlich für Überschwemmungen?

Stimmt es wirklich, dass die Abholzung und die Landnutzungspraktiken der Bauern im Himalaya an den wiederholten und zerstörerischen Monsun-Überschwemmungen in den Ebenen des Ganges und Brahmaputra schuld sind? Die beiden Autoren Thomas Hofer und Bruno Messerli kommen zum Schluss, dass Flusskorrekturen und das Verschwinden natürlicher Wasserspeicher in den Ebenen einen wesentlichen Anteil an den Überschwemmungen haben.

Floods in Bangladesh: History, Dynamics and Rethinking the Role of the Himalayas.

Thomas Hofer and Bruno Messerli – 2007. 450 S., kartoniert, CHF 77.–, United Nations University Press, Tokio. ISBN 92-808-1121-5.



Impressum

UniPress 133 Juni 2007

Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern

Herausgeberin: Abteilung Kommunikation

Leitung: Marcus Moser (mm)

Redaktion: Marcus Moser (marcus.moser@kommunikation.unibe.ch); Astrid Tomczak-Plewka (astrid.tomczak-plewka@kommunikation.unibe.ch)

Mitarbeit: Salomé Zimmermann (salome.zimmermann@kommunikation.unibe.ch);

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Brigitte Ausfeld-Hafter (brigitte.ausfeld-hafter@kikom.unibe.ch); Lorenz Fischer (lorenz.fischer@kikom.unibe.ch); Peter Heusser (peter.heusser@kikom.unibe.ch); Bettina Jakob (bettina.jakob@kommunikation.unibe.ch); Eduard Kaeser (e.cheese@gmx.net); Claude Longchamp (claude.longchamp@gfsbern.ch); André Thurneysen (andre.thurneysen@kikom.unibe.ch)

Bildnachweise: Titelbild, Bildstrecke Seiten: 3, 4, 7, 8, 11, 14, 17, 20, 29, 33 und 37: © Stefan Wermuth

Seiten 1, 13, 25 und 40: © iStock Photo

Seite 10: © Verlag am Goetheanum

Seite 22: Bettina Jakob

Seite 23: © Institut für Rechtsmedizin Bern

Seite 27: © Eawag

Seiten 30, 32, 34 und 35: © Stefan Wermuth

Seite 36: © gfs.bern

Gestaltung: 2. stock süd, Biel (mail@secondfloorsouth.com)

Layout: Patricia Maragno (patricia.maragno@kommunikation.unibe.ch)

Redaktionsadresse:

Abteilung Kommunikation der Universität Bern

Hochschulstrasse 4

CH-3012 Bern

Tel. 031 631 80 44

Fax 031 631 45 62

unipress@unibe.ch

Anzeigenverwaltung:

Go! Uni-Werbung AG

Rosenheimstrasse 12

CH-9008 St. Gallen

Tel. 071 244 10 10

Fax 071 244 14 14

info@go-uni.com

Druck: Stämpfli Publikationen AG, Bern

Auflage: 13500 Exemplare

Erscheint viermal jährlich,

nächste Ausgabe Oktober 2007

Abonnenten: «UniPress» kann kostenlos abonniert werden: Stämpfli Publikationen AG, Abonnements-Marketing, Postfach 8326, CH-3001 Bern, Tel. 031 300 63 42, Fax 031 300 63 90, E-Mail: abonumente@staempfli.com

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Artikeln mit Genehmigung der Redaktion.

Vorschau Heft 134

WERTE (WANDEL)

Kinder, Küche, Kirche: Der Rückzug ins traute Heim ist in aller Munde – nur ein geschickt inszeniertes Medienspektakel oder Ausdruck eines Wiederbelebens traditioneller Werte? Das nächste UniPress geht den Werten unserer Gesellschaft auf den Grund – in der Familie, der Natur, der Religion, der Wirtschaft, dem Recht und der Medizin. Und will wissen, wie viel wir uns diese Werte kosten lassen.

Firmenkunden: Auf einer Ebene mit den Entscheidungsträgern

Samuel Krämer absolviert nach Abschluss des Wirtschaftsstudiums an der Universität St. Gallen das Graduate Training Program (GTP) bei UBS im Bereich Firmenkunden.

Wie sind Sie dazu gekommen, in den Geschäftsbereich Firmenkunden einzusteigen?

Für meine Diplomarbeit hatte ich die Möglichkeit mit meinem jetzigen Vorgesetzten ein Interview zu führen. Diese Arbeit zeigte mir die vielen interessanten Facetten des Firmenkundengeschäfts auf. So entschloss ich mich, meine berufliche Karriere in diesem Bereich zu starten. Die Arbeit im Bereich Firmenkunden macht mir grossen Spass, so dass ich auch nach dem GTP in diesem Geschäftsbereich arbeiten werde.

Was gefällt Ihnen am Firmenkundengeschäft?

Das Firmenkundengeschäft erfordert die Vertrautheit mit den Produkten und Dienstleistungen von UBS. Dabei steht der Kunde immer im Mittelpunkt, was im Umgang Kompetenz und korrektes Auftreten bedingt. Unsere Ansprechpartner sind die Geschäftsführer oder Finanzchefs der jeweiligen Firma. Durch die Betreuung von Kunden aus verschiedenen Branchen gewinnt man zudem einen umfassenden Einblick in die Schweizer Wirtschaft.

Fühlt man sich da nicht überfordert, wenn man als Berufseinsteiger mit Geschäftsführern zu tun hat?

Kunden werden bei uns nach dem Tandem-Prinzip betreut. Ein Tandem setzt sich aus einem Senior- und einem Junior-Kundenberater zusammen. Dank einem Coaching-Programm kann ich stark vom Wissen und der Erfahrung meines Tandem-Partners profitieren.

Was macht in Ihren Augen das GTP aus?

Dank dem GTP habe ich die Möglichkeit, verschiedene Abteilungen bei UBS kennen zu lernen und das breite Aus- und Weiterbildungsangebot zu nutzen. Ich hatte beispielsweise die Gelegenheit, Fachkurse bei der Investment Bank in London und einen zweiwöchigen Intensiv-Sprachkurs zu besuchen. Durch diverse GTP-Anlässe konnte ich ein Netzwerk innerhalb der Bank aufbauen, das für mich sehr wichtig ist.

Warum würden Sie UBS als Arbeitgeberin und das GTP empfehlen?

Mir gefallen insbesondere das motivierende Arbeitsklima, die Internationalität, sowie die vielen Karrieremöglichkeiten, welche UBS bietet. Mittelfristig würde ich gerne eine gewisse Zeit im englischsprachigen Raum arbeiten und denke, dass sich das mit der Unterstützung von UBS realisieren lässt.



Sind Sie interessiert an einem Karrierestart für Graduates?

Informationen über das Graduate Training Program (GTP) erhalten Sie unter www.ubs.com/graduates

UBS is proud to be
National Supporter



Your exceptional talent
drives our success.
It starts with you.

What keeps UBS at the forefront of global financial services? Your skills, commitment and ambition to be the best. Our innovation comes from your creativity and appetite for challenge. The ideas you share with colleagues help develop the products and services that sustain our market leadership positions across Europe, the Americas and Asia Pacific. A dynamic and diverse environment provides you with every opportunity to fulfill your potential and further our achievements. Industry-leading training programs help you to hit the ground running. How far you go is up to you.

It starts with you: www.ubs.com/graduates

You & Us





Sie sind auf dem Sprung in die Zukunft. Wohin soll die Reise gehen?

Sie wollen in einem fortschrittlichen Umfeld den Weg in Ihre berufliche Zukunft unter die Füße nehmen. Bei spannenden Aufgaben und Projekten Ihr Wissen anwenden und ständig erweitern. Ihre Kompetenzen weiterentwickeln und vorwärts kommen. Bei Swisscom finden Sie ideale Voraussetzungen dazu. In der Welt der Telekommunikation, die spannende Perspektiven erschliesst. In einem Unternehmen, das mit immer wieder neuen Produkten und Dienstleistungen wegweisend ist.

Packen Sie Ihre Chance und kommen Sie mit. Im Rahmen eines Praktikums, als Trainee oder indem Sie sich gleich für einen Vollzeitjob entscheiden. So oder so sind Sie bei Swisscom gut unterwegs. Unter idealen Arbeitsbedingungen. Und in einer von Teamgeist geprägten Atmosphäre. Worauf warten Sie noch? www.swisscom.com/getintouch

Swisscom – Einfach verbunden.